

Die Gartenlaube

30 Pfg. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B mit Versich. 40 Pf.
zuzüglich ortsübl. Zustellgebühr

1933. Nummer 3
Berlin, 19. Januar



Aufn. C. Brandt

Vom Ohr zum Herzen

Schwester Gisela. Sie sind 27 Jahre alt und führen Ihrem 23-jährigen Bruder seit dem Tode der Eltern die Wirtschaft. Sie sind in Sorgen um den Gemütszustand des Bruders, weil er „gar so weltabgewandt“ sei und immer losgelöst von den andern seine eigenen Wege gehe.

Ich glaube, Sie sind in Ihrer schweesterlichen Fürsorge ein wenig überängstlich. Die von Ihnen geschilderten Gewohnheiten lassen durchaus noch nicht auf einen Sonderling schließen. Gehen Sie in Ihrer Betrachtungsweise nicht zu sehr von Ihrer eigenen, vielleicht sehr klaren und unkomplizierten Natur aus? Ihr Bruder steckt offenbar in einer wichtigen Entwicklungsperiode, wo er sich mit allerlei geistigen Entscheidungen herumschlägt. Da ist es nicht verwunderlich und durchaus nicht krankhaft, wenn er oft das Bedürfnis hat, allein zu sein und auf seinen weiten Wanderungen Ruhe und Sammlung in der Stille einsamer Landschaft zu finden. Auch die Tatsache, daß er wenig Interesse für das weibliche Geschlecht zeigt, soll Sie nicht ängstigen. In solchen Fragen soll man nicht aneinander mit Worten herumzerrern, sondern warten können und schweigen, auch dann, wenn das Wesen des andern einem nicht ohne weiteres verständlich ist; im eigenen Herzen aber die Bereitschaft hüten für den Augenblick des Vertrauens, wo ein Mensch von selber durch Worte den Weg zu uns findet! Wir sind meistens viel zu sehr darauf aus, alle Schwierigkeiten mit Worten lösen zu wollen, und übersehen dabei, welche tiefe Wirkung einfach das Wesen eines Menschen ausüben kann. So werden auch Sie Ihrem Bruder am besten zur Seite stehen, wenn Sie ihn ohne viel Worte Ihre treue schweesterliche Liebe und die Bereitschaft Ihres Herzens fühlen lassen.

Mutter Ida. In Ihrem Heim ist es Sitte, daß am zweiten Weihnachtstag die Kinder eine größere Zahl von Freunden einladen zu einer Kindergesellschaft. Bei dieser Feier gibt es regelmäßig eine Verlosung; diese hat fast immer einen unerfreulichen Erfolg, weil die meisten der kleinen Gäste mit den Gewinnen nicht zufrieden sind und sofort einen blühenden Tauschhandel beginnen, der nicht ohne Tränen ausgeht.

Ihre Erfahrung werden sehr viele Mütter bestätigen, und jeder Erwachsene, der mit beobachtenden Augen einer solchen Verlosung beigewohnt hat, wird das Gefühl der Peinlichkeit dabei kennen. Neid und Habsucht gedeihen oft in schönster Blüte, oder man sieht auch in Kinderaugen eine so jammervolle Enttäuschung, daß man die ganze Verlosung zum Rückblick wünscht. Ich würde Ihnen deshalb raten, geben Sie doch die Verlosung einfach auf! Machen Sie irgendeine andere Überraschung zum Höhepunkt des Festes, vielleicht eine kleine Aufführung; hierzu eignet sich herrlich die uralte Kartoffelkomödie, jene Art von Marionettentheater, bei dem zurechtgeschniitzte Kartoffeln und bunte Stoffreste über den agierenden Fingern die fertig zu laufenden Marionetten sehr gut ersetzen und oft an Ausdruck übertreffen. Mit Knöpfen, Perlen und Goldpapier kann man die Köpfe „grauslich schön“ herichten, und die kleinen Zuschauer sind von der Kartoffelkomödie immer sehr begeistert. Und wenn durchaus Geschenke dabei sein müssen, dann mag der Star des Ensembles zum Schluß jedem Gast etwas von der „Bühne“ herunterreichen — und dieses Etwas sei möglichst für alle das gleiche.

R. L., Goslar. Sie sind seit sieben Jahren verheiratet, und Ihre Ehe ist kinderlos geblieben. Obwohl Sie mit Ihrem Mann in Frieden

und Eintracht leben, sind Sie in letzter Zeit oft traurig und bedrückt, und die Abende erscheinen Ihnen einformig und leer, weil Sie fürchten, Sie „haben sich nun nichts mehr zu sagen“.

Wenn zwei Menschen wie Sie sehr zurückgezogen und fern jeder Geselligkeit leben, immer nur ganz auf sich eingestellt, so ist es erklärlich, daß

Sie sich nach sieben Jahren mit Worten tatsächlich weniger zu sagen haben. Deswegen brauchen Sie aber noch nicht zu fürchten, daß nun auch die Herzen füreinander verstummen müssen. Richtig ist, daß Sie stützen und sagen, hier muß etwas anders werden. Für die Dauer einer Gemeinschaft ist es von großer Bedeutung, daß man zusammen Interessen und Ziele hat, die über das persönliche Wohl und Wehe hinausgehen. Wenn der Mann einen Beruf ausübt, der ihm nur Gelderwerb bedeutet, und die Frau nur den Pflichten des Haushalts lebt, wie es bei Ihnen beiden der Fall ist, so genügt das nicht zum tragenden Bewußtsein eines ausgefüllten Daseins. Sehr richtig ist Ihre nachdenkliche Feststellung: „Da arbeiten nun wir zwei Menschen, damit zwei Menschen satt zu essen haben und eine ordentliche, leidlich behagliche Wohnung — ist das nun alles, und dafür der Aufwand?“ Nein, es muß eben nicht alles sein, und Sie haben recht zu klagen, wenn jeden Abend der Mann mit der unvermeidlichen Zeitung unter der Lampe sitzt, und die Gattin mit dem ebenso unvermeidlichen „Pull“ im Strickzeug daneben. Gehen Sie zunächst einmal Ihre Abgeschlossenheit auf; und wenn Sie unter Menschen gehen, tun Sie es mit offenen Augen für die Nöte und Sorgen der andern — dann werden Sie schon auch „Ihre“ Aufgabe finden!

Johanna. Sie sind 22 Jahre alt und haben durch Zufall einen Herrn kennengelernt, mit dem Sie schnell befreundet wurden. Sie haben den Eindruck, daß er es sehr gut mit Ihnen meint und Ihre Freundschaft nicht nur als oberflächliche Spielerei ansieht. Nur eines kränkt Sie: Der Freund hat scheinbar eine große Angst, sich zu kompromittieren, denn er will jedes Aufsehen vermeiden, nicht gern mit Ihnen gesehen werden, und schickt selbst die Briefe, die er Ihnen von seinen Geschäftsreisen schreibt, ohne Unterschrift.

Auch ich finde die Haltung des Herrn sonderbar und halte eine gewisse Vorsicht Ihrerseits für angebracht. Seine Begründung, er wolle Sie nicht kompromittieren, wirkt nicht ganz überzeugend. Da Sie den Freund durch Zufall kennengelernt haben, wissen Sie doch viel zu wenig von ihm und seinem sonstigen Leben. Seien Sie also nicht zu vertrauensselig! Es ist möglich, daß die Ursache seiner Handlungsweise nur in einem tiefen, angeborenen Mißtrauen liegt; ebenso gut können aber auch andere schwerwiegende Gründe dahinterstehen, die Ihre Beziehungen in ein ganz anderes Licht rücken.

E. L. Sie haben einer Freundin unter dem Siegel des strengsten Vertrauens eine familiäre Angelegenheit erzählt, und unter dem Siegel des Vertrauens ist die Geschichte in Ihrem ganzen Bekanntenkreis weitergegeben worden.

Ihr Zorn ist verständlich, aber am zornigsten müssen Sie über sich selbst sein, weil Sie so schnell Ihr Vertrauen verschenkt haben. All die netten Hiftörchen und Wiße über die nicht schweigen kommenden Frauen sind leider nicht nur boshafte Erfindung männlicher Zeitgenossen. Und überlegen Sie einmal ehrlich, ob Sie selbst nie das bewußte Wort zuviel gesagt haben, das besser verschwiegen wäre. Es gibt wohl keinen Menschen, der sich noch nie in Erinnerung an ein Gespräch sehr nachdenklich gesagt hat: „Hättest du nicht besser den Mund gehalten?“ Nehmen Sie den Ärger als eine gute Lektion für die Zukunft: Sparsamer sein mit dem Vertrauen, aber auch mit dem eigenen Wort!

In der nächsten Nummer bringen wir:

Weltreise durch Berlin

Eine illustrierte Plauderei von Friedrich Freksa

Am Entenfall

Illustrierte Winterjagdgeschichte von Otto Ehrhart-Dachau

Hatije läßt sich entführen

Ein orientalisches Märchen von Alexandra von Harnier

Mit Zeichnungen von Franz Taussig

Das zerrissene Dorf

Ein Stück Zeitgeschichte von Roland Betsch

Beide Romane in Fortsetzungen

Mode: Der modische Schick liegt im Armel

Aufforderung zum Tanz: Gesellschaftskleider

Küche: Warum braten Sie Ihrem Mann keine Extrawurst?

Leckeres aus Käse

Mutter und Berufswahl

Von Dr. Ilse Brugger-Masbach

Theater und Film

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Bezugsstellen darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G.m.b.H. Hauptschriftleitung: Heinz Amlung in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Penta, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Spredzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Scherl G.m.b.H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G.m.b.H., Berlin.

Die Gartenlaube



Berlin, 19. Januar

Begründet 1853

Nr. 3

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Das Wrack der „Atlantique“ im Hafen von Cherbourg

Der 40000 Tonnen fassende französische Passagierdampfer geriet auf einer Fahrt durch den Kanal, wahrscheinlich durch Kurzschluß, in Brand und mußte in den Hafen von Cherbourg eingeschleppt werden. Der deutsche Dampfer „Ruhr“ leistete die erste Hilfe und übernahm aus den Rettungsbooten 86 Mann der 260 Mann starken Besatzung. 20 Mann dürften umgekommen sein. — Der geknickte Mast hängt über das Schiff hinaus

Der Diamantenläufer



K.O.S.

Erzählung von Magdalene Kind

Zeichnungen von Käte Olshausen-Schönberger

„Eins!“
Alle Muskeln der in einer Reihe stehenden Männer spannten sich.

„Zwei!“

Sie warfen sich im Sprung nach vorn.

„Drei!“

Zugleich mit dem Startschuß des Aufsehers flogen die zwanzig Männer in weiten Sprüngen davon, rannten, jagten, überholten einander mit leuchtenden Lungen, die den Atem hinausstießen, hereinholten wie einen Zugwind. Es war der Wettlauf über 800 Yards nach den aufgeteilten Diamantenfeldern in den Blue grounds, der „blauen Erde“.

Allen voran flog Esteban Cirikson.

Der Länge nach warf er sich über den Boden hin, ihn mit seinem ganzen Körper in Besitz nehmend. Wie tot lag er einen Augenblick da, seine Seiten flogen. Schon sprang er auf, den zerbeulten Hut in den Nacken geschleudert, die eisblauen Augen leuchteten, knistertrockenes stumpfschwarzes Haar fiel ihm in die Stirn. So war Cirikson eine seltene Kreuzung zwischen einem Bauern der nordwestdeutschen Ebene und einem andalusischen Fischer.

Sie knien am Boden, Tag für Tag, und durchwühlen den glühenden Sand, Streifen von einem bläulichen Ton durchziehen ihn — die berühmte blaue Erde, in der die Rohdiamanten gelagert sind.

Manchmal geht ein Schrei, ein heulender Aufschrei durch die Glutstille dieser von Felsenbergen eingeschlossenen, ungeheuren, sonnenverfengten Weite,

dann hat einer einen besonders großen Stein gefunden.

Der lauteste Arbeiter ist Cirikson. Abends vor der Parade schreit er spanische Gefänge hinaus in eine Ferne ohnegleichen. Später, wenn er getrunken hat, ist es immer dasselbe schwermütige Lied. „Du Einzige, die mein Herz konnt' betören —“ beginnt es. Bis auch sein großer Tag kommt: Er hält einen Diamanten auf der flachen Hand, ein Flammenstrahl bricht aus dem Stein! Funken sprühen — — —

Er und Niklas Sydrop erwarben beide durch einen solchen glücklichen Fund schon nach kurzer Zeit ein Vermögen. Sydrop reiste nach Europa zurück. Cirikson sagte „Nein“, sonst nichts, als Sydrop ihn fragte, ob er mitfahre.

Gut, Esteban Cirikson mochte keine angenehmen Erinnerungen dort haben, das konnte vorkommen. Unbeschwerter Zukunft hier im neuen Land war dann besser als erinnerungsschwere Vergangenheit. Sydrop kannte nur die Zukunft.

„Versäume die Station nicht, Nick!“ schrien ihm die Kameraden noch nach, als er in dem alten Auto, das einmal die Woche Lebensmittel nach dem Camp brachte, fortfuhr. Dies Auto gehörte dem Schenkenbesitzer an der Bahnstation, und nicht alle, die fort wollten, taten es ungerufen, denn Whisky und Karten hielten sie dort fest.

* * *

Als Niklas Sydrop auf dem Bahnsteig der kleinen nordwestdeutschen Waldstation stand, erfuhr er, daß der Anschlußzug schon fort war.

„Damned!“ Damit stellte er seinen komfortablen Lederkoffer auf den Boden. „Was ist das für eine Gegend! Cirikson hatte ein kleines Bild von ihr, da sah sie so schön aus, und deshalb bin ich hier. Aber das hier gefällt mir nicht.“

„Der Herr kann den Weg bis nach dem nächsten Ort zu Fuß machen“, sagte der Stationsbeamte und sah erstaunt von dem fremdländischen Reisenden auf den eleganten Koffer. „Es ist ein sehr schöner Weg.“

„Show him — zeigen Sie ihn mir!“ Schnell orientierte sich Sydrop mit wenigen Fragen. Er deutete nach den Schienen. „Man kann die Railway gehen?“

„Das Beschreiten der Gleise ist verboten, mein Herr.“

„Oh?“ Sydrop lachte. Er gab den Koffer zur Aufbewahrung und ging mit gleichmäßig ausgreifenden Schritten dem nächsten Ort zu. Ein langgestreckter See begleitete den Weg an der einen Seite.

Verauschender Duft nach frischen Hölzern. Sydrop dachte: Es müssen viele Flüsse auf dem See liegen. Die lichten Blütenkerzen der Kiefern stehen steil vor dem dunkelblauen Himmel. Den Waldboden deckt dunkelgrünes, feinhalmiges, ein wenig hartes Büschelgras.

„Schönes Land“, sagt Sydrop, als er unterwegs einen Herrn trifft, der abgestiegen ist und den Sattelgurt seines Pferdes nachsieht. Sie wechseln einige Worte. Der Herr ist der Ortsvorsteher. „Trotzdem leben wir abgelegen“, meint er. „Jenseits vom Wald steht ein Anwesen seit dem Winter zum Verkauf, ohne bisher einen Käufer gefunden zu haben.“

„Was kostet es?“ fragte Sydrop, rasch entschlossen.

„Neunzig Wille. Es ist unbelastet, versteht sich.“

„Warum soll es verkauft werden?“





K.O.S.

lang war die ganze Luft voll Rauch. Eine unerträgliche Glut lastete schon seit Wochen — Die Landstraßen rauchten von Staubwolken, flimmernd tanzte es in der Sonne — dann roch man Brandluft, ohne daß man Feuer-
schein sah — — Diese Nacht fand niemand in der Gegend Schlaf. — Zuletzt quoll Rauch aus dem Wald, zu ganzen Wollenbänken ballte er sich zusammen, durchdrang alles, Haare, Kleidung, alle Häuser bis in die innersten Räume erfüllte dieser zähe, heißende Holz-
rauch, den man bitter auf der Zunge schmeckte. Aschenregen stäubte. —

Als ein heftiger Gewitterregen den Brand-
qualm über Nacht gelöscht hatte, tauchte jen-
seits des Waldes hinter dem Fließ eine ganz
neue Landschaft auf — — darin stand weiß
der Giebel eines Hauses, dessen Seitenflügel
von kurzen Türmen mit achteckiger Schiefer-
haube abgeschlossen werden. Das Bild wurde
von einer hohen Pappelgruppe flankiert.

„Wem gehört die schöne Aussicht?“ fragte
Sydrop die Wirtschafterin.

„Das ist die ‚Rühr‘, es gehört einer Fa-
milie Erichson. Früher stand eine ganze
Pappelallee am Fließ hin, aber jedes Jahr
schlägt der Blik in die Pappeln.“

Seitdem der verbrannte Wald eine Ver-
bindung zu seinen östlichen Nachbarn geschaffen, hörte Sydrop
oft des Abends ein Lied singen, wenn er am Fließ entlang ging.
Es kam ihm bekannt vor — es war das Lied, das Esteban
Eirikson sang, wenn er vom Whisky melancholisch wurde. —

„Du Einzige, die mein Herz konnt' befragen, / Liebe mich! /
Ich will dir Treue auf ewig schwören — / Liebe mich! / Sollte
das Leiden einmal sich wenden —“

Der letzte Reim fehlte Sydrop, den wußte auch Eirikson nicht
mehr. —

Wie heute Niklas Sydrop das Lied seines Kameraden
beim Durchwandern des verbrannten Waldstücks vor sich hin-
sang — antwortete jenseits vom Fließ eine Mädchenstimme mit
dem letzten Reim.

Überrascht wandte sich Sydrop um. Drüben stand das Mädchen.
„Sollte das Leiden einmal sich wenden, / Dann trage ich
alles Glück in den Händen / Für dich! Für — dich!“

Der Wassergraben hatte nur eine lose darübergelegte Bohle

„Der Besitzer starb ohne Erben.“

„Let me see — lassen Sie mich das Haus sehen! Diese
Gegend gefällt mir. Ich werde es kaufen.“

„Haben Sie eine Sicherheit zu bieten?“ fragte der Ortsvor-
steher unwillkürlich, der noch nie ein Geschäft auf der Land-
straße gemacht hatte.

„Sicherheit? No. Aber Dollars in bar.“ Sydrop lachte
wieder. Er hatte noch das Tempo des so fabelhaft jungen
Landes, aus dem er kam, in allen Fibern.

Abends war Niklas Sydrop schon Besitzer von Ringenberg,
einem gut eingerichteten Landhaus, das er mitsamt Inventar,
Wirtschafterin und Personal erworben hatte. In allen Räumen
brannte Licht, die Fenster standen weit offen. Sydrop ging
durch die Zimmer und besah sein Eigentum. Im Schlafzimmer
hatte man den Lederkoffer hingestellt.

„Sehr schön“, sagte er, wie er nach dem Abendessen noch vor
der Haustür stand. — Am Seewehr schossen die Baumstämme
im weißbrausenden
Wasserschäum dahin.
Der ganze See un-
ter dem Kienofen
lag voll Flößen.

Sturmhut blühte
und Rittersporn...

Draußen wehte
unaufhörlich der
Wind — er trieb
den Sand — —

Die langen Abende
waren da, die
frühen Morgen und
die kurzen Nächte —

Nach Osten schloß
ein Fichtenwald die
Aussicht.

— Dieser Wald
wurde im Sommer
durch einen Brand
vollständig vernich-
tet. Niklas Sydrop
entdeckte das Feuer
im das Hellwerden,
als die unsichtbar
aufgehende Sonne
einen Strahlendom
von Gold um die
Wälder der See-
weite zog. Tage-



als Brücke. Das Mädchen zögerte. „Kommen Sie ruhig herüber!“ rief Sydrop. „Ich trete das Brett fest.“

Wie geschickt er war! Sofie Erichson kannte ihn längst vom Sehen. Sydrop reichte ihr die Hand und hielt sie fest.

„Sie wollen sich auch die Brandstätte ansehen?“

„Wir haben so viel Sorgen, dazu kommt nun noch der Schaden, den der Verlust des Waldes bedeutet.“

„Oh? Ihr Vater wohnt dort in dem Haus?“

„Nein, ich lebe mit meiner Mutter allein.“

„Ihr Vater ist tot?“

„Das kann man nicht sagen — er ist verschollen — drüben in Amerika —“, sagte sie nach einer Weile. „Er hatte von der blauen Erde gehört. Dort wollte er hin. Das ist alles, was wir wissen. Der Vater war von seiner Mutter her Spanier und sein heißblütiges Temperament ließ ihn nirgends recht Ruhe finden. So kam wohl auch das Zerwürfnis. Heute ist es der Mutter leid.“

Jetzt blickte Sydrop das Mädchen näher an. Ihm fiel eine Ähnlichkeit an ihr auf. „Wie hieß Ihr Vater mit Vornamen?“

„Estepan — das heißt auf deutsch Stefan.“

„Damned! Tot, sagen Sie? Nonsense!“ lachte Sydrop. „Estepan Erirkson oder Erichson war ein Diamantenläufer wie ich und hat seine Claims verkauft — profitly, you see — mit Profit, mit einem ganz verdammt guten Profit. Er besitzt jetzt eine Hühnerfarm — a million — Hühner, versteht sich — lauter weiße. Ich werde ihm kahlen!“

„Mein Gott!“ Sie sah ihn bestürzt an. „Ist denn das alles wahr? Kann denn das wahr sein?“ —

Von dem Tag an kam Sofie jeden Tag, um zu fragen, ob Sydrop schon Antwort auf sein Telegramm habe — — —

Heute, zwischen Teestunde und Abendessen, besuchte Sydrop

Frau Erichson. Er sagte, daß er der neue Nachbar von drüben sei; er und Miß Sofie kannten sich schon eine Zeit.

Davon wußte die Mutter nichts — —

Sydrop erzählte von den Inkatempeln in den Sümpfen im Land Guatemala, die man vor kurzem entdeckt habe. Die Frau hörte zu. „Man sollte nicht glauben, daß so etwas möglich sei.“

„Oh, es kommt allerhand vor. Ich kannte in der blauen Erde“, wie wir die Diamantensfelder drüben nennen, einen Esteban Erirkson; er sei verschollen, tot mindestens, glaubten seine Leute hier im alten Land. Manchmal wurde er davon melancholisch, dann sang er einen Song, dem fehlte das Ende — das habe ich nun gefunden. Miß Sofie kennt es —“

„Und wie heißt es?“

„Dann trage ich alles Glück in den Händen / Für dich!“ Er kann jeden Tag hier sein. Ich habe ihm einfach gekabelt!“

„Wie soll ich mich Ihnen dankbar zeigen, Herr Sydrop?“

„You see — sehen Sie, ich möchte eine gute Frau haben für mein kleines Home und —“ Er sah nach Sofie hin, ohne weiter zu sprechen. Dies wurde dann seine Verlobung. Niklas Sydrop hatte sich das schwerer gedacht. —

Ein ferner Hausgiebel wird hell und wieder dunkel im Spiel der Wolkenzüge vor der Mittagssonne. Niklas Sydrop und Sofie Erichson gingen in das Land hinein — immer zum Fließ hin — nach den Bergen zu.

Den Tag zuvor war Esteban Erichson zurückgekommen.

— „Die Eltern sind so glücklich“, sagte Sofie leise. „Wie ist eigentlich alles gekommen, Niklas? Es scheint mir noch so unwirklich.“

„Oh, ganz einfach — just now — ich habe den Anschlußzug verpaßt.“ Sydrop sah sie lachend an. „Aber ich bin dann noch zurechtgekommen — mit der Zeit, you see —“

Goethe taüft die „Gartenläube“

Eine Erinnerung von K. J. Grün

In einer kleinen Schrift „Goethe als Prophet“ aus dem Jahre 1891 ist eine Begebenheit geschildert, die, für die Beteiligten unbewußt, die Geburtsstunde der „Gartenläube“ werden sollte.

Das Auspacken des Leipziger Bücherballens war vom Personal der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung in Weimar soeben beendet worden, und der Chef des Hauses legte bereits einige der bemerkenswertesten Neuigkeiten zusammen, um sie Seiner Exzellenz dem Minister von Goethe ohne Verzug ins Haus zu senden. Da im Augenblick eine andere zu dieser Sendung geeignete Persönlichkeit nicht zur Hand war, rief Herr Hoffmann den Lehrling der Handlung, Ernst, und übergab ihm die ausgewählten Bücher mit der Weisung, sie zusammenzupacken und dann mit tunlichster Eile an ihre Adresse zu befördern.

Ernst war seit wenigen Wochen Mitglied der Handlung, welche die Pflicht übernommen hatte, ihn zu einem tüchtigen Vertreter seines Berufes heranzubilden. Es freut uns, berichten zu können, daß der Knabe ein ungewöhnliches Talent für den erwählten Stand befandete. Denn bereits war er in die verborgensten Geheimnisse des Makulaturausstreichens eingedrungen und wußte mit besonderer Gewandtheit die Lösung verwickelter Bindfadenverhältnisse herbeizuführen.

Selbstverständlich unterzog er sich dem erhaltenen Auftrag mit größter Emsigkeit, wozu die Aussicht, das Haus des geachteten Dichters zu betreten, nicht wenig beitrug. Es dauerte denn auch nicht lange, und er stand auf der Schwelle des Goetheschen Hauses, das Paket, dessen Äußeres allerdings den Regeln der Kunst nicht durchaus entsprach, in der einen, die Mühe in der anderen Hand. Dem auf sein Schellen öffnenden Diener übergab er die mitgebrachten Bücher, auf eigenen Antrieb die Frage hinzufügend, ob die Exzellenz ihm nichts zu befehlen habe.

Der Diener kam nach wenigen Minuten zurück, um unserm Ernst zu sagen, daß er vom Minister erwartet werde. Klopfenden Herzens folgte der Knabe dem Voranschreitenden durch den Hausflur in den Garten, wo Goethe, in einer Laube sitzend, bereits eifrig damit beschäftigt war, den Inhalt der neuangekommenen Bücher zu prüfen. Nach kurzer Zeit hatte er einige ausgewählt und beiseitegelegt, während er die übrigen zu-

sammenpackte, um sie dem Knaben wieder mitzugeben. Er winkte den in ehrfurchtsvoller Ferne Stehenden heran und ließ sein Auge mit Wohlgefallen auf der jugendfrischen Erscheinung des Knaben ruhen, dessen blühendes Gesicht von einer reichen Fülle blonder Locken umrahmt war und der, wie es die Mode vom damaligen jungen Deutschland forderte, über einem zugeknöpften Wams einen breiten weißen, den Hals freilassenden Hemdenkragen trug.

Nach mancherlei Fragen über Namen, Heimat und Beruf meinte der Dichter, ob es dem Knaben nicht leid sei, bei dem schönen Wetter — es war ein herrlicher Maitag — anstatt es im Freien geüßnen zu können, im düsteren Geschäft arbeiten zu müssen. Worauf dieser antwortete: „Morgen ist Sonntag, Exzellenz, da geht es in die Berge!“

„So ist es recht!“ erwiderte Goethe, dem Knaben die Hand auf den lockigen Scheitel legend. „Der Jüngling erobere die Welt, ihre Höhen erklimmend, in ihre Tiefen hinabsteigend; der Mann beherrsche die Eroberte vom Schatten seines Hauses aus, in seiner Gartenlaube.“

Hier sah sich der Dichter lächelnd in seinem augenscheinlichen Aufenthaltsort um und verabschiedete den Knaben mit einem freundlichen Gruß. Der letztere aber verließ, das Paket unter dem Arm, entblößten Hauptes Garten und Haus und wagte lange nicht, die Mühe aufzuheben, da die geweihte Hand eines Unsterblichen ihm den Scheitel berührt hatte.

Die Worte des Dichters freilich vergaß er schnell unter den neuen Eindrücken des Tages. Unser Buchhandlungsbesessener lebte eine stürmische Jugend und kämpfte in den vordersten Reihen der Braven, die Raum schaffen wollten für Luft und Freiheit. Als er zum Mann herangereift war, vertauschte er das Schwert des Streites mit der Axt des Zimmerers und errichtete sich eine „Gartenlaube“, in Erinnerung an das Wort des Dichters, deren tüchtiges Fachwerk, von Blättern und Blüten umrankt, den Ruhm des Erbauers aller Welt verkündet. Denn dieser Lehrling der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung in Weimar war der spätere Verlagsbuchhändler Ernst Reil gewesen, der Begründer und Herausgeber der „Gartenlaube“.



Spuren im Schnee

Auch eine Graphologie von
Dr. H. Hoek

Mit Aufnahmen des Verfassers und
Zeichnungen von
J. Kapralik

Hier lief vor Tagen ein Fuchslein über den Hang . . .
Inzwischen verblies der Wind die Spur, die dadurch
„positiv“ wurde



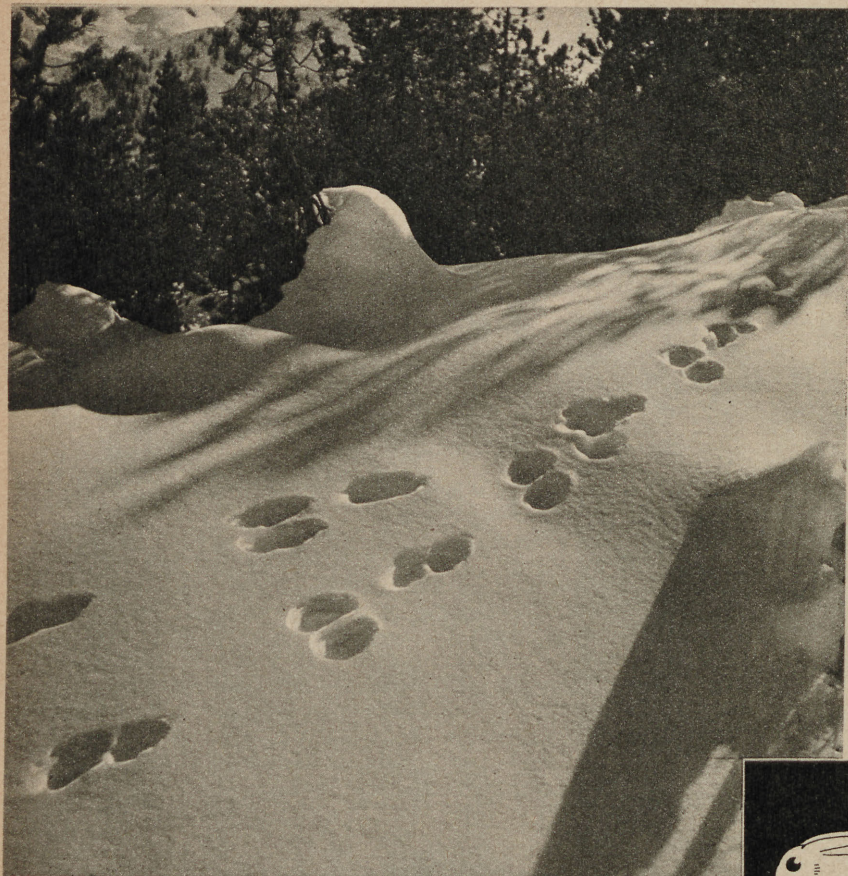
Spuren im Schnee sind vergänglich — sehr vergänglich. Andererseits können sie aber auch sehr deutlich und klar sein. Schnee und Schnee ist sehr zweierlei. Der Schiläufer von heute kennt eine Unmenge verschiedenster „Schneeforten“. Manche davon eignen sich vorzüglich, um die Spur eines Lebewesens aufzunehmen und eine Zeitlang zu bewahren. Spuren — im übertragenen Sinne — hinterläßt jedes Naturgeschehen im Schnee: Sonne und Wind, Frost und Tau ändern seine Oberfläche. Auch diese „Spuren“ versteht der Kundige zu lesen. Das ist oftmals schwer genug; denn viele Spuren dieser Art liegen übereinander.

Viel leichter zu „lesen“ sind die Spuren der Lebewesen, die mit dem Schnee in Berührung kommen. Lesen: Bevor das Wort seine heutige Bedeutung bekam, hieß es geradezu „die Einzelheiten einer Spur erkennen“. Wunderbar klar heben sich oft die Spuren der Tiere im Schnee ab. Es gehört aber

Links: Auch der Schnee selbst hinterläßt „Spuren im Schnee“: Lawinenbrocken sind hangabwärts gerollt

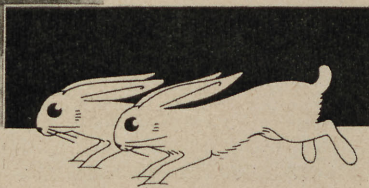


In einer Linie zart aufgereiht: das Geläuf
des Fasans
Aufn. Fischer, Braunschweig



Erfahrung und Naturkenntnis dazu, sie richtig zu lesen und dadurch einen vollen Eindruck zu bekommen von Wesen und Art des Tieres, von seinen Willensäußerungen und Absichten. Mit vollem Verständnis im weißen Schneebuch der Natur zu lesen, das erfordert lange Jahre fleißigen Studiums. Und es gibt wohl niemand, der nicht noch dazulernen könnte, dem nicht von Zeit zu Zeit eine neue, noch nicht gesehene Spur vor Augen käme. Der flüchtige Hirsch zieht eine andere Spur als jener, der geruchsam verdauend von einem aperen Fleck zum anderen zieht. Das Wiesel macht ganz andere Bewegungen im tiefen, weichen Neuschnee als auf der tragenden Decke des Frühlingsfirnes. Der Fuchs pflegt für gewöhnlich zu „schnüren“ (das heißt, er setzt einen Lauf genau vor den anderen), aber der Fuchsrübe in der Brunstzeit schnürt nicht; und seine Spur kann leicht mit der eines Hundes verwechselt werden. Die Nagetiere Maus und Murmeltier haben merkwürdig ähnliche, doppelzeilige Spuren, die sich aber natürlich durch ihre sehr verschiedene Größe unterscheiden.

Oberhalb der Waldgrenze trifft der bergsteigende Schiläufer am häufigsten auf die Spuren von Fuchs, Hase und — Schneehuhn; denn dieser Vogel liebt das Fliegen ganz und gar nicht. Von einem Abungsplatz zum anderen bewegt er sich „zu Fuß“ — manchmal



Links:
Hase und Häsin zogen
vereint durch den tiefen
Neuschnee



Und was ist dies? Eine Schispur, die durch Wind und Sonne ausgeapert ist? Nein: Zwei Schneeknollen sind den Berg heruntergeköllert!



Auch die vollendetste Schispur wird schließlich vom Schnee wieder zugegedeckt

viele hundert Meter weit. Naht die Gefahr in der Gestalt eines Menschen, so versucht der Vogel zunächst einmal davonzulaufen. Wenn das nicht geht, so „drückt“ er sich in ein Schneeloch, auf die gute Schutzfarbe seines weißen Gefieders vertrauend, und erst in höchster Not entschließt er sich, die Flügel zu regen.

Von der Spur des zweibeinigen Säugetieres „Mensch“ ließe sich Unendliches erzählen. Schon in den Anfangsjahren des mitteleuropäischen Schilaufrs fangen die damaligen Pioniere vom Seebuck (einem kleinen Berg im Schwarzwald): „Der Seebuck ist ein Albumblatt, / Da tragen wir uns ein, / Und wer kein Herz zum Schilaufr hat, / Der kommt nicht mit hinein.“ Heute tragen sich alle ein, gute und schlechte, Männlein und Weiblein. Und die Eintragungen sind auch danach...



Jedenfalls: Der Schnee bringt es an den Tag — nämlich ob einer Ski laufen kann oder nicht. Und der Experte kann sogar mit Leichtigkeit feststellen, nach welcher Schule der Schneeschreibkünstler laufen-gelernt hat. Nur die Stürze sehen in jeder Schule ganz gleich aus. Aus den molligen Formen einer recht schönen „Badewanne“ aber auf die Körperbe-schaffenheit der Urheberin dieser Wanne schließen zu wollen — das ist meistens ein undankbares und ent-täuschendes Unternehmen. Jedenfalls kann man eines sagen: Die Spuren der Tiere sind immer schön und erfreulich zu schauen, die des Menschen sind es nur selten.

Spuren im Schnee sind vergänglich. Aber auch das ist relativ. Wenn es wochenlang nicht schneit und wenn kein Wind mit dem Schnee spielt und ihn zer-stäubt, dann können auch die Spuren im Schnee sich viele Tage lang halten. Schwer ist es dann oft zu raten, wie alt sie sind. Die Nase sagt dem Hund ganz genau, wie lange es her ist, daß die Spur gemacht wurde. Das Auge aber täuscht gar sehr. Im Sand der wind- und regenlosen Wüste in Nord-Chile habe ich Spuren gesehen, die vielleicht schon Jahre alt waren und die doch noch ganz frisch ausschauten. Und im Schnee des Gebirges habe ich Hasenspuren gesehen, die ausfahlen, als wären sie vor einigen

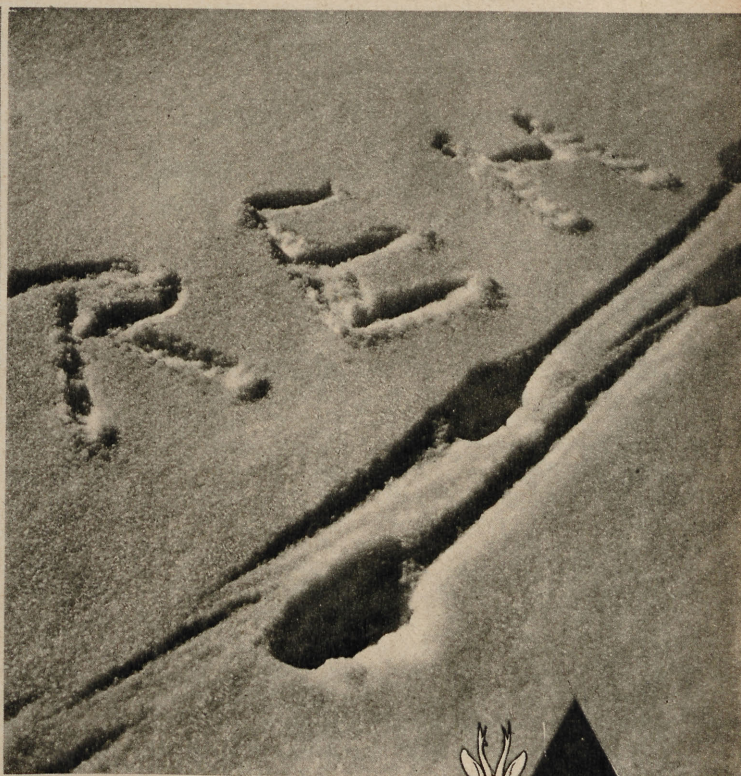


Rechts:

Die Spur eines Wiesels, leicht aus-geapert (leichte Neuschneedecke auf harter Unterlage)



Das Murmeltier ist erwacht. Aber es ist noch zu früh: nichts zu nagen und zu beißen ...



Frische Rehs-
spur



Minuten gemacht — an denen mein Hund aber achtlos vorbeiging.

Der aufmerksame Wanderer wird manchmal eine ganze Reihe von Ereig-nissen, ganze Dramen sich rekonstruieren können. Da hat ein Fuchs einen Hasen gerissen, da hat ein Rudel Füchse ein Reh gehegt und schließlich überwältigt, da hat ein Murmeltier (durch die warme Frühlingssonne vorzeitig geweckt) seine Nase durch den Schnee gesteckt und sich dann hungrig wieder zurückgezogen.

Die vom Gernsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Peter Zumbach, der Pächter des Hospizes am Gernsenberg, setzt die Übersiedlung vom Pächterhaus nach seinem Winterquartier Mähringen ins Werk, nachdem er mit Hilfe seines Knechts Remigius den reichen Fund an Rauchtropas-Kristallen, den er gemacht, in Sicherheit gebracht hat. Nach dem Vieh wird die Familie Zumbachs und das weibliche Gesinde in das Tal gebracht, während Remigius und zwei Jungknechte im Hospiz zurückbleiben. Vor dem Abschied hat Pauline, Zumbachs Tochter, sich an Remigius herangemacht und durch Versprechungen und Geschenke versucht, ihn sich gefügig zu machen. In Mähringen bereitet Zumbach seine Wahl in den Ratrat vor.

Nun beriet man über den besten Weg, um der konservativen Mehrheitspartei die neue Kandidatur eines fortschrittlichen Vertreters genehm zu machen. Zumbachs Freunde waren zuversichtlich. Sie sagten, er sei der Mann des Tages. Nicht seine Parteizugehörigkeit entscheide, sondern seine Persönlichkeit. Ein angesehener Mann, dessen Verdienste um die Fremdenindustrie schon immer anerkannt worden und der als Pächter an der Alpenstraße einen in alle Länder dringenden Ruf besitze, sei er durch den Kristallfund zu einer ganz ungewöhnlichen Volkstümlichkeit gelangt. In allen Reihen würden Wähler für ihn erstehen; juble doch der Mensch immer dem zu, der in irgendeiner Weise vom Glück begünstigt werde! Wenn nach solchen Unterhandlungen Zumbach sich wieder allein fand, pflegte er sich in seinen Sessel zurückzulehnen und Gehörtes und Gesagtes noch einmal sich durch den Sinn gehen zu lassen: Die Zeit war voller Rätsel.

Der Große Krieg lag nun schon lange Jahre zurück. Aber noch immer konnte die Welt nicht zur Ruhe kommen. Eine ungeheuerere Schuldenlast drückte alle Völker. Die Regierungen jedoch fanden keinen Ausweg aus der allgemeinen Not. Alles Vertrauen war in die Brüche gegangen. Die Parteigegegensätze verschärften sich immer mehr. So weltfern die Talschaft von Mähringen liegen mochte, so war sie doch ein Spiegelbild der größeren Welt. Hier hatte bisher die alteingesessene Bauernschaft, geführt und beeinflusst durch die Geistlichkeit und ein paar begüterte, streng kirchlich gesinnte Familien, das Regiment geführt. Ihnen trat nun eine kleine Schar den Fortschritt suchender Unabhängiger entgegen, die etwas von der Welt gesehen hatten und sich eine eigene Meinung bildeten. Auch wuchs eine Partei von Jüngsten und Lautesten heran, die mit der Industrie ins Land gekommen. Diese, Sozialdemokraten aller Schattierungen, suchten nach neuen Wegen, warfen neue Fragen auf und schleuderten neue Ideen, gleich Fackeln, in den Alltag. Zur Erreichung ihrer Ziele schreckten sie vor Gewalt, selbst vor dem Umsturz nicht zurück. Die wachsende Not des Auslandes warf ihre ersten Schatten ins Tal. Eine Zeit des Kampfes brach herauf! Zumbachs Sehnen spannten sich. Es beglückte ihn, zu empfinden, daß er würde mitreden und mitkämpfen dürfen. Die Aufgabe lockte ihn. Die Versuche, brennende Gegenwartsfragen zu lösen, rissen ihn zu heißer Teilnahme hin. Aber immer kehrte er mit seinen Gedanken zurück zum Schicksal der Familie, dieser Leute vom Gernsenberg, deren Vertreter er war. Nicht Eigennutz bewegte ihn, sondern ein zäher und guter Stolz auf ein jahrzehntelanges Amt und eine tiefwurzelnde spröde Liebe zu den Seinen. Dabei stand Frau Rosa mehr nur wie ein Schatten im Hintergrund. Ihre Gegenwart erschien so natürlich wie etwa die des Bettes, in das er sich nachts legte. Aber die Kinder weckten seine Sorge. Die bittere und lebensunzufriedene Tochter und Crispin, der Sohn, der als der Erbe heranwuchs, ein Zumbach, wie noch keiner gewesen, um seiner Studiertheit, aber auch um seiner dem Vater oft noch unverständlichen Weltanschauung willen.

Die Zumbachs begegneten einander nach wie vor nur bei den Mahlzeiten. Selbst da aber erwachten sie noch nicht recht zu-

einander. Ihr Gespräch blieb wortfarg und drehte sich um alltägliche Dinge, um ein wenig Dorfklatsch und andere Nichtigkeiten. Frau Rosa trug ihre Haushaltsorgen an den Tisch. Ihre Gedanken, bei der Zimmerreinigung, der Wäsche, einer Stopfarbeit hängengeblieben, ließen sie meistens auch über der Suppe nicht los. Pauline saß, in den Groll über die Dürre ihrer Jugendjahre verbohrt; Zumbach selbst aber verarbeitete vor seinem Teller stets noch die Eindrücke einer politischen Besprechung, einer Pressenotiz und dergleichen. Zuweilen war ein kurzer Brief von Crispin eingetroffen. Seine Examina und nachherige Heimkehr gaben zu reden. Er sollte den oberen Stock des väterlichen Hauses beziehen und dort seinen Beruf als Arzt ausüben.

„Wer hätte das gedacht“, sagte da einmal Frau Rosa, Ton und Blick von einer leisen Wärme durchströmt, „daß wir einmal einen Doktor in der Familie haben würden!“ Und sie sang Crispins Lob, wie klug und fleißig er sei, und blähte sich vor Mutterstolz ein wenig auf.

Pauline, eifersüchtig auf den Bruder, erwiderte spitz: „Seutzutage laufen die Doktoren zahlreich wie rote Hunde herum. Warten wir ab, ob unserer auch etwas zu kurieren bekommt!“

Ihre Sauertöpfischeit war zu bekannt, als daß die Eltern darauf eingegangen wären. Aber Zumbach tat eine der tiefen Schublade seines Innern auf und redete versonnen und versponnen daher: „Mit Crispin kommt ein Besonderer ins Dorf. Mir ist nicht bang, daß er nicht Arbeit bekomme. Er wird in seinen Patienten zuerst den Menschen, dann erst den Kranken suchen. Manchmal ist mir, ich werde in ihm noch erstaunlichere Dinge finden, als ich aus der Tiefengletscherhöhle herausgebrochen habe.“

Das klang Frau Rosa ein bißchen hoch. Seelisches beschäftigte sie nicht. Sie überlegte, wie Crispins Wartezimmer eingerichtet werden müsse.

Pauline aber spritzte eine Antwort heraus: „Crispin natürlich, immer Crispin! Als ob der allein einer Kind wäre!“

Zumbach legte seine merkwürdigen Augen auf sie. „Meinst, ich denke weniger über dich nach als über ihn?“ fragte er.

Der Ton seiner Stimme traf die Tochter. Sie wagte nicht weiterzumörgeln.

Nachher gingen sie wieder auseinander, jedes seinen Sonderweg.

Einmal in diesen Frühwintertagen kam Remigi zu Besuch, um über die Gut am Gernsenberg Bericht zu erstatten. Paulines Aufforderung hatte ihm oft im Sinn gespußt, aber er hatte sich nicht beeilt, ihr zu folgen. Bei Nacht war er nun von der Pächthöhe aufgebrochen; aber noch vor dem Dorf hatte er überlegt, wie er es anstellen könne, mit Zumbach allein zu Gespräch zu kommen, ohne seinen Frauen begegnen zu müssen. Mehr als sein Pflichtbesuch lag ihm ein kleiner Plan am Herzen, den er nachher auszuführen hoffte. Da wollte er bei den Alsbachs guten Tag sagen. Vielleicht wartete die Regine? Es zog ihn mächtig hinaus. Lang und einsam war der Winter am Gernsenberg. Man besorgte das Vieh, zog manchmal auf Schneehasenjagd aus, viel länger aber hockte man am Ofen und schmauchte die Pfeife, spielte Karten mit den Hilfsknechten oder hing seinen Gedanken nach. Zwei Frauen waren in diesen Gedanken. Mit denen ging es dem Remigi wie jetzt mit seinen Besuchen bei den Zumbachs und Alsbachs. Man konnte den einen nicht machen, ohne über den andern zu stolpern. Längst hatte er an Regine nicht mehr denken können, ohne daß die Pauline sich als ein Schatten dazwischengeschoben. Es war etwas in ihm, das nach der Regine hungerte wie nach dem Frühling, dem Ende seiner

Einsamkeit. Der Frühling würde auch die Regine wiederbringen. Ordentlich hell würde es da werden! Aber — auch die Pauline würde wieder einziehen! Und — was war das? Das Mädchen machte ihm mehr und mehr zu schaffen! Wie ein scharfer Schnaps, der einem ins Blut ging und den Kopf verwirrte! Sie war nicht schön! Beileibe nicht! Aber es war etwas an ihr, das einen zugleich anzog und abstieß. Etwas Lockendes und zugleich Hilfesuchendes! Und dann, immer — sie war Zumbachs Kind! Er hatte aber das Gefühl, daß sein Leben noch einmal so leicht und behaglich wäre, wenn er die Pauline nicht kannte. Deshalb trachtete er auch jetzt unwillkürlich, unbemerkt an ihr vorbeizukommen. Es gelang ihm zum ersten. Niemand hatte seine Ankunft bemerkt. Es war noch so früh am Tag, daß die Frauen noch mit dem Aufräumen der Schlafzimmer beschäftigt waren. Er gelangte ungeschen vor Zumbachs Tür. Doch er zögerte, anzuklopfen. Wenn der Teufel es wollte, war die Pauline drinnen beim Vater! Fast gegen seinen Willen fuhr ihm der Finger an die Tür.

„Herein!“ rief Zumbach.

Remigi schob sich über die Schwelle.

Zumbachs Kopf stieg über die Zeitung hinaus, in der er las. Wie einer der Spielzeugkugeln, die aus ihrer Schachtel heraus in die Länge wuchsen, wenn man den Deckel öffnete! dachte Remigi. Aber sein Herz erwärmte sich. Es wehte ihn, wie schon oft, etwas an, als sei der Mann da ein Einmaliger, den man immer wieder anschauen müsse und nie ganz auslernen.

„Recht, daß du kommst!“ sagte Zumbach. „Was macht ihr da oben im Schnee?“

Remigi gab Bericht. Über den Stand des Viehs. Über die paar Wanderer, die über den Paß gezogen, das Verhalten der Mitknechte, über Arbeit und Muße. Aber er war noch nicht zu Ende, als Pauline, wie von der Armbrust geschossen, hereingeschnellt kam.

Sie brauchte etwas, was im Zimmer vergessen lag. Mit rascher Argerlichkeit war sie eingetreten. Auf den Gast war sie nicht gefaßt. Eine dünne Röte stieg ihr ins Gesicht und verblaßte. Sie hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. Dann gab sie Remigi die Hand. „Wie geht's? Wie steht's?“ fragte auch sie. Ihre Lippe zuckte flüchtig.

Remigis Herz tat einen Sprung wie ein erschrockenes Pferd. Aber Paulines Tatsächlichkeit überrumpelte ihn. Sie ließ ihm nicht Zeit, zu antworten. Recht, daß er endlich einmal gekommen sei, lobte sie. Es müsse jetzt zum Sterben sein, da oben in der Einöde. Nun solle er auch etwas von seinem Ferientag haben. Er habe lange genug gewartet, bis er sich einen gegönnt! Er werde natürlich zum Essen bleiben. Nachher würde sie mit ihm in die Kronenlichtspiele gehen. Da laufe ein Film mit einer berühmten Darstellerin. Zum Heimweg würde es zu spät werden. Aber morgen sei auch wieder ein Tag!

Sie redete wie ein Buch, ein wenig aufgeregt, weil sie ihm ein Nein abschneiden wollte.

Er fand auch wirklich kein Wort des Widerspruchs. Er war wie aufs Maul geschlagen und schaute Zumbach an, als ob ihm von diesem Hilfe kommen sollte.

Zumbach bestätigte die Einladung der Tochter etwas zögernd: „Natürlich issest du mit uns, Remigi!“ In ihm lauschte wieder etwas nach Pauline hin, und Mitleid stritt mit Verdruß: Wo wollte das mit ihr hinaus? Hatte sie wirklich ein Auge auf den Knecht geworfen? Oder tastete sie nur so nach irgendeiner Erlösung, ohne im Ernst den Remigi zu meinen? Jedenfalls war es noch nicht Zeit, sich einzumischen! Er ließ Pauline gewähren, als sie Remigi nun den Hut aus den Händen und den Mantel abnahm.

Pauline führte den Knechtgast in die Eßstube, gab ihm ein Glas Wein, hieß ihn die Zeitung lesen und schickte ihn dann ins Dorf, zwei neue Kaufläden anzusehen, die eben aufgetan worden. „Um zwölf Uhr wird gegessen!“ mahnte sie. „Man wartet nicht gern!“

Remigi tat nach ihrem Geheiß und hatte das Gefühl, man lasse ihn nicht recht zu Atem kommen. Wie an ihrer Leine gehend, las er, ohne recht fassen zu können, was er las, ließ vor die neuen Magazine und schaute durch die Fenster, ohne zu wissen, was sich alles in den Auslagen befand. Dabei zog es ihn in einer ganz anderen Richtung, und doch wagte er nicht einmal den Blick zur Lanisluh hinaufzuschicken, wo die Regine daheim war; so sehr hatte die entschiedene, einen gleichsam ver-

gewaltigende Art der Pauline einen Bann auf ihn gelegt. Dabei empfand er sie noch immer mehr als die Tochter Zumbachs, des Mannes, dem er blind ergeben war, und nicht als Mädchen, von dem er merkte, daß es ihm günstig gesinnt schien. So kehrte er denn, fast unbewußt und gegen den eigenen Wunsch, zur festgesetzten Zeit an den Tisch der Zumbachs zurück. Eine Unbefriedigtheit brannte eine kleine Wunde in ihm, weil er Regine nicht gesehen. Er fühlte sich auch nicht wohl am Meistertisch, an dem er zwischen Frau Rosa und Pauline saß, und handhabte ungeschickt Messer und Gabel. Aber Frau Rosas rauhe, seiner Knechtsart verwandte Weise machte ihn vertrauter. Zwei Gläser starken italienischen Weines lösten ihm die Zunge.

Als Pauline ihn im Laufe des Abends in das neue Lichtspielhaus führte, befand er sich in einer Art Feststimmung. Die Lichteffekte des hohen Raumes und die Musik erhöhten sie und betäubten seinen Sinn noch mehr. Wie berauscht starrte er in die Bilder, die auf der Leinwand zu leben begannen. Das Neue, Erstaunliche riß ihn fort. War es nicht köstlich, ein Leben zu führen, in dem dergleichen nichts Außergewöhnliches mehr bedeutete?

Pauline neigte sich manchmal näher zu ihm, fragte ihn, ob er den Gang der Handlung verstehe, wie ihm die Heldin gefalle und dergleichen. Dabei berührte ihr weicher Arm den seinen. Einmal legte sie auch ihre kühle, rauhe Hand auf seine Kinnlängpräge.

Er war befremdet, hätte die Hand gern abgeschüttelt, wagte es aber nicht und wachte auch nicht ganz aus dem Märchen auf, das er erlebte. Unwillkürlich fühlte er, daß es bei Pauline lag, ihm auch ein andermal wieder ein solches Sonderergötzen zu bereiten, fühlte, daß Pauline und ein bequemes Leben überhaupt in gewissem Sinn zusammengehörten. So zog er den Arm nicht von ihrem zurück, ließ mit sich geschehen, was geschah, litt auch nachher auf dem Heimweg ihre Vertraulichkeit, die ein wenig über das Maß dessen hinausging, was sonst eine Meisters-tochter mit einem Knecht sprach und tat. Nur heiß wurde ihm manchmal dabei.

„Jetzt kommst du hoffentlich häufiger zu Besuch?“ sagte Pauline auf diesem Heimweg laut und zielsicher.

„Es gibt nicht so viel Neues zu berichten, daß ich alle Augenblicke kommen müßte“, wich er aus.

„Müßte? Müßte?“ gab sie ärgerlich zurück. „Ist das ein so verfluchtes Muß?“

„Warum fragst du das?“ erkundigte er sich, ihr nun doch unwillkürlich das Gesicht zuwendend.

„Wenn du es nicht merkst, kann ich dir nicht helfen!“ entgegnete sie ungeduldig.

Er war nicht auf den Kopf gefallen. „Was kann es dir ausmachen, ob ein Knecht zu deinem Vater kommt oder nicht?“ erwiderte er ehrlich.

„Es kommt immer darauf an, welcher“, gab sie zurück.

Und er: „Knecht bleibt Knecht!“

„Jeder kann mehr werden, als er ist“, prophezeite sie.

Das war deutlich. Er brauchte Zeit, es zu verdauen. Als sie darüber das Haus erreichten, hielt er es für das Beste, es überhaupt zu überhören. Hastig sagte er: „Da sind wir ja!“ und fügte hinzu: „Ich habe es gehabt wie ein Herr. Ich danke auch!“

Pauline fühlte, wie das ohne Wärme und Beflissenheit aus ihm herauskam. Sie schämte sich, aber sie biß die Zähne zusammen und senkte die harte Stirn. War die Regine in seinen Gedanken? überlegte sie. Oder eine andere? Aber sie meinte auch zu spüren, daß er nicht recht wisse, was er wolle und solle.

Zu Hause zeigte sie ihm schweigend die Dachlammer, wo ihm das Bett bereitet war. Sie drehte das Licht an. „Schlaf gut!“ wünschte sie; die Stimme klang um einen Schatten leiser und weicher.

Das wirkte mehr auf ihn als Worte. Er gab ihr die Hand. „Gute Nacht! Und Dank noch einmal!“

Solange sie die Hand hielt, erwiderte er den Druck der ihren. Und als sie die Tür von außen zuzog, blieb er verwirrt, wie er den ganzen Abend gewesen, im Zimmer zurück und wußte nicht, ob es ihm noch leid tat, daß er die Regine nicht gesehen, oder ob ihm die Zutunlichkeit der Pauline ganz wohl einging.

Auch am nächsten Morgen, als er sich von den Zumbachs verabschiedete, war er darüber noch nicht im klaren.

* * *

Ein Saal im neuen Gemeindehaus zu Mühlingen, ein großer, schmuckloser Raum mit Reihen lehnloser, alter, zerfessener Bänke. Eine Landkarte hing an der Kopfwand. Niemand betrachtete sie je. Viele hätten sie auch nicht zu lesen verstanden. Vor den Bänken ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf dem einen saß der Salammann Furrer, ein noch jüngerer Mann von beginnender Korpulenz, mit einem klugen, eigensinnigen Kopf, auf dem anderen der Talschreiber Eggmann, ein finsterner Rotbart.

Noch summtete der Anklang des Sonntagskirchengeläutes in der Luft. Der Saal füllte sich langsam mit den stimmfähigen Bewohnern. Rauch von Zigarren und Pfeifen mischte sich mit dem Dunst schlecht gelüfteter Kleider.

Der Ammann beobachtete unauffällig die Ankunft der Talgenossen. Die Mittelbänke bekamen zuerst ihre Gastung. Langsam, breitpurig schob es sich in sie hinein, der Kern der Talbevölkerung, die Bauernsamer, ein plumper, stiernadiger Schlag mit störrischen Stirnen, hinter denen sich das Denken langsam vollzog und der einmal gefasste Beschluß sich festwuchs wie zähe Arvenstauden.

Auf den Flügeln sammelte sich anderes Volk. Auf dem linken schienen Regel und Schulung die Ankommenden zu einer Phalanx zu ordnen. Rechts kam Mann um Mann an, jeder mit einer überlieferten Feierlichkeit den Politiker herauskehrend. Die Kleidung der Mitte war auf Dauer und Nutzen gestellt und gemahnte in Farbe und Stoff an den Erdboden, den die Träger bebauten. Zur Linken saßen ein paar rote Schleifen an kühnen Hemdtragen, da und dort steckte in einem Knopfloch ein rotes Bändchen. Zur Rechten sah man Priesterröcke und schwarze Amtskleidung. Hier saß die Geistlichkeit, hatten Gasthofbesitzer, kleine Kaufleute, Vertreter alteingessener Geschlechter, die seit Jahrhunderten dem Tal seine Amtsleute und Führer gegeben, ihre Plätze. Der ehrwürdige, weißköpfige bischöfliche Kommissar und Pfarrer von Mühlingen, Anton Buz, ließ sich auf der vordersten Bank nieder; die Pfarrer und Kapläne der umliegenden Ortschaften umgaben ihn als Heerhann. Auch zwei Patres, ein paar Mesner und Lehrer schlossen sich an.

Mit einem Blick auf die Linke raunte der Talschreiber dem Ammann zu: „Die vermehren sich so rasch wie die Kaninchen!“ Und er musterte viele neue Gesichter: Leute mit freien, hellen Stirnen, solche mit frechen, fordernden Mienen, alle an Gesicht, Hand oder Kleidung Kennzeichen der Arbeit. Der einzige Vertreter der Sozialistischen Partei im Talrat, der Redakteur der „Freien Stimme“, Martens, ein hochgewachsener Mann, von dessen wichtigem einladenden Stirn das gelichtete Blondhaar weit zurücktrat, ein eingebürgerter Deutscher, war ihr Führer.

Zwei Bänke nur hatten auf dieser Seite andere Besetzung. Auf ihnen sammelten sich die Leute, die seit dem Herbst bei Peter Zumbach aus und ein gegangen. Vor vierzehn Tagen war dieser, ihr Kandidat, in geheimer Abstimmung in den aus zwanzig Vertretern der Talgemeinde zusammengesetzten Weiteren Talrat gewählt worden.

Als einer der letzten trat Zumbach selbst in den Saal, unauffällig, zögernd zuerst, ob er nicht unter die Bauern im Hintergrund sich mischen solle, deren Stimmen, wie er wohl wußte, bei seiner Wahl den Ausschlag gegeben. Aber seine Anhänger winkten ihn vor. Sie erwarteten sein erstes Eingreifen in die heutigen, für das Schicksal des Tales wichtigen Beratungen.

Der Salammann eröffnete die Verhandlungen. Der Schreiber verlas das Protokoll. Wahlen in den Erziehungsrat, die Gerichte, den Armenrat folgten und ergaben das gewohnte Bild eines Wettbewerbs zwischen den Parteien. Dabei fielen die meisten Ämter der Rechten, der Mehrheitspartei, zu, der die Geistlichkeit Gewicht und Zeichen gab.

Peter Zumbach ließ die Wahlgeschäfte scheinbar teilnahmslos vorübergehen. Er saß zusammengesunken da. Nur seine Blicke huschten hierhin und dorthin, hasteten jetzt auf der ehrwürdigen Erscheinung des Kommissars, der mit ein paar Worten nachdrücklicher Empfehlung die zweifelhafte Wahl eines Parteigängers durchsetzte, belebten sich, während die schneidende Stimme des sozialistischen Führers ertönte und das Vorkommnis tadelte, und nahmen einen nach innen gebenden Ausdruck an, während ein Vertreter der Bauernsamer und der evangelische Pfarrer, der einer der Hauptsprecher seiner Parteifreunde war, sich in einen Widerstreit einließen.

Bewußt, daß man heute auf seine Rede wartete und wieviel von diesem ersten Auftreten abhing, folgte er, der schon mancher

Talgemeinde beigewohnt, dem Wort und Wesen der einzelnen Redner mit einer prüfenden Beflissenheit, wie ein Feldherr, der vor der endgültigen Entwerfung des Schlachtplans aufmerksam die Bewegung der gegnerischen Heere beobachtet. Das Hauptgeschäft der heutigen Tagung war an den Schluß der Beratungen gestellt. Dann würde die eigentliche Redeschlacht beginnen! Dann schlug auch seine Stunde!

Seine Umgebung wunderte sich, daß er sich nicht früher schon äußerte. Sollte man einen Angsthasen oder Wortlahmen gewählt haben?

Da schloß der Ammann das Wahlgeschäft und ließ den Antrag der liberalen Partei verlesen, es sei an den weiteren Ausbau der Genssbergstraße eine Subvention von einer Million Franken zu leisten und eine Summe von hunderttausend Franken für Necklamewecke im Ausland auszuwerfen, um dem drohenden Niedergang des Fremdenverkehrs zu wehren und die Welt neuerdings auf die unvergleichlichen Naturschönheiten des Tales aufmerksam zu machen. Der Salammann, ein über den Parteien stehender und allgemeinen Ansehens sich erfreuender Mann, sprach ein empfehlendes Einleitungswort. Dann meldete sich der Referent der Initianten, ein Advokat und zungenfertiger Sprecher, der die Not der Zeit schilderte und in geschickter Weise dartat, wie jeder Landesteil Opfer bringen müsse, um in Tagen eines in der Welt herrschenden wilden Krieges um Geltung diese zu erhalten. Gegen ihn traten nacheinander zwei Redner der Konservativen auf, die sich von der unerhörten Höhe der Ausgaben, die der Talschaft zugemutet wurde, erschreckt zeigten. Nach ihnen verlangte Zumbach das Wort. Er war ruhig, wie einer, der weiß, was er will. Er hatte sich seine Zukunftswege zurechtgelegt, und wenn er auch die Interessen der Seinen und die eigenen nicht aus den Augen verlor, so leitete ihn doch vor allem der Ehrgeiz, seinem Heimattal zu nützen, und schuf ihm ein freies Gewissen. Wenn er zum erstenmal als Mitglied des Talrates spreche, dem es obliege, auszuführen, was die Gemeinde beschliesse, begann er, so könnte man ihm Eigennutz vorwerfen, sei er doch seit Jahren zu einer Art Wächter und Pfleger an die Straße gestellt, zu deren Ausbau jetzt gerufen werde. Diese Straße sei aber nicht eines Mannes Weg, sondern der wachsender Tausende. Eine Brücke sei sie von Landschaft zu Landschaft, von Land zu Land. Und in einer Zeit, da Völker sich gegeneinander abzumauern begannen, sei es ein Großes, Brücken zu bauen und Tore aufzutun. Er sprach leidenschaftslos, mit der Überzeugung eines Mannes, der seine Gründe aus dem Innersten holt. Er wies hin auf die Anstrengungen, die gegenwärtig alle Länder und Landesteile machten, um den stockenden Fremdenverkehr neu zu beleben und in eigene Grenzen zu leiten. Wer während dieses heimlichen Krieges aller gegen alle schlafe, werde beim Aufwachen erkennen, daß die anderen ihn inzwischen um seine Habe bestohlen. Darum tue Wachsamkeit not und sei Opferwille Notwehr.

Die nüchterne Klarheit seiner Rede und die Bescheidenheit, die die eigene Person hinter die Sache zurücktreten ließ, machten Eindruck. Und noch war unvergessen, daß er der Held eines unerhörten Glücksfundes war. Noch war er vollstimmlich um dessen Willen. Beifallsgemurmel und Bravorufe folgten seinen Worten.

Bei den Konservativen, insbesondere bei einigen Wirten, die selbst nach der Pacht des Genssbergshauses lüftern waren, gab es lange Gesichter.

Auf der Linken fuhren die Köpfe zusammen. Die kluge Stirn des Redakteurs Martens rötete sich vor Ungeduld des Widerspruchs.

Wieder aber erhob sich zuerst der alte Kommissar. Bisher, so führte er aus, sei in der Wüste allgemeiner Verschuldung die Talschaft eine grüne Dase geblieben. Sollte nun der Heuschreckenschwarm der Verschwendung auch sie überfallen und allen Wohlstand in einem einzigen Tag hinwegfressen? Was würde die Folge sein? Steuern! Neue Abgaben, die jeder an seinem eigenen Leibe spüren werde. Möge darum das Volk wohl bedenken, was es tue! Gott schütze die Menschen nicht mehr, die ihr Pfund nicht hüteten. Er sprach mit Salbung und Würde.

Bei dem Wort „Steuern“ wurden viele Nasen weiß und zog sich manche Bauernbraue zusammen.

Ein neuer Redner lenkte aber jetzt die Aufmerksamkeit auf sich. Redakteur Martens sprach laut, scharf, in knappen Sätzen, ein Kriegstrompeter. „Ei, sieh da!“ rief er aus. „Auf wie gefüll-

ten Geldsäcken müssen die Herren von Mühlingen sitzen, wenn sie auf einen Schlag einen Millionenfegen austreuen können! Kein Mensch wird glauben, daß die Saat aufgehen wird. Einen Todkranken kann Geld nicht gesund machen. Und todkrank ist ein Erwerbszweig des Landes, der Fremdenverkehr. Aber ein Gesunder steht an seiner Stelle: die Industrie. Von ihr wird das neue Heil kommen. Das arbeitende Volk bringt es. Und nicht der Fürsorge für die Müßiggänger, die ihr Leben verzeihen und denen gut Essen und Trinken ein Lebenszweck, gehört Unterstützung, sondern denen, deren Hände hart und schwielig werden über ihrem mühsamen Tagwerk!" — „Was ist Kapital?" rief er in den Saal. „Ein toter Goldklumpen!" Er muß wohl in den Kassen liegen, wie der Straßenbauantrag des Salrates lehrt. Was aber ist Arbeit? Lebendige Kraft! Aufbau und Erneuerung. Darum her mit dem Gold! Laßt es die Muskeln derer stählen, die an diesem Aufbau werken! Schließt zu den Beuteln für alle, die nur nach Bequemlichkeit und Gut gehen!"

Händeklatschen folgte seiner erregten Rede. Er hatte viele Genossen hinter sich. Auf den Bänken der Liberalen sah man bedenkliche Mienen. Das Schicksal des salrätlichen Antrages schien besiegelt.

Da erhob sich Peter Zumbach zum zweitenmal. Er trat um ein wenig vor die Bankreihen hinaus, in unwillkürlichem Bedürfnis nach besserer Übersicht auf die, zu denen er sprechen wollte. Damit bekam jeder im Saal auch ihn zu sehen. Man gewahrte, wie die sonst geduckte Gestalt mit dem hohen Rücken sich streckte und der harte, edige Kopf etwas Störrisches gewann.

„Zwei Stimmen habe ich gehört", sprach er, auch jetzt, ohne den Ton seiner eigenen Stimme zu steigern. „Die eine erscheint mir wie die einer Frau, die aus einem brennenden Haus schreit: Lösch nicht mit Wasser, sonst werden meine Gardinen naß!", und die andere könnte einem jener Menschenfreunde angehören, die aus einem Sumpf rufen: Laßt den Bruder ruhig ersticken! Wenn ich nur selber herauskomme!" — „Kein Opfer!" sagt der hochwürdige Herr Kommissar dem Volk. „Uns das Opfer!" rufen die Sozialisten in den Saal. Bei beiden kommt der Notleidende, die Fremdenindustrie, um die dringend nötige Hilfe. Was aber ist diese Industrie? Das A und O des Sales, das Lebensbrot, das seit Jahrhunderten unser Volk ernährt hat. Wo sollen unsere Bergführer, unsere Wirte, unsere Kleinkaufleute hin, wenn ihre Arbeit- und Verdienstgeber, die Reisenden, ausbleiben? Wo steht unsere Bauernsamer ihre Milch- und Fleischprodukte, ihre Geldfrüchte ab? 'Industrie' ist das Schlagwort des Herrn Redakteurs Martens. Gewiß sage auch ich: Industrie! Aber nicht Fabriken und andere Betriebe allein, sondern Industrie im weitesten Sinn und Fremdenindustrie, das Erwerbsbrot unserer Väter, voran! Einen 'toten Goldklumpen' nennt Herr Martens das Kapital, den Besitz. Und er möchte euer Kapital, ihr Talente, verteilen; denn Gleichteilung ist das Evangelium seiner Partei, als ob nicht das Morgen die Gleichheit des Heute schon wieder verschöbe. Ich nenne das Kapital nicht tot. Ich nenne es den lebendigen Hirt des Alters, das Zeugnis treuer Arbeit und ersten Sparsinns. Sparsamkeit war bisher unseres Volkes schönste Tugend; sie sah ihm im Blut. Man sparte sich das, was der reiche Gast einem ins Haus trug. Schließt jetzt die Wege! Und die Türen! Tausende kamen, die Wunder eures Landes zu bestaunen. Laßt sie nicht mehr herein! Sie werden bald genug andere Wege, andere schöne Länder finden! Dann seht, wo ihr bleibt, ihr Bürger, ihr Bauern! Auch ihr mit euren Betrieben, ihr Arbeiter!"

Er wurde warm, während er sprach. Seine innerste Überzeugung klang aus seinen Worten, die Überzeugung, daß er be-rufen sei, jetzt, in vorgerücktem Alter, im öffentlichen Leben mit-zureden und mitzuhandeln. Er glaubte an sich selbst und an die Richtigkeit seiner Meinung. Darum war die Wirkung seiner Worte groß.

Eine Stille folgte seiner Rede. Dem Gewaltshausen,



Aufn. Max Rothschild

Frauenkopf. Eine Plastik von Kurt Edzard
Aus der Herbstausstellung der Berliner Sezession

den Bauern, war sein Ruf, daß ihre Produkte nicht mehr Absatz finden würden, ins Blut gefahren. Seine Gegner lauten einen Augenblick an seinen Beweisgründen herum und fühlten, daß es nicht ganz leicht war, dagegen aufzukommen.

Wohl traten dann weitere Redner auf, die hier die Darlegungen des Kommissars und dort die des sozialistischen Führers unterstützten. Aber sie änderten an der Stimmung nicht mehr viel, die die Versammlung ergriffen hatte. Als der Salmann zur Abstimmung schritt und die Hände für und wider die Anträge des Salrates zur Decke fuhren, da fühlte Zumbach im Aufrauschen der vielen Arme schon, daß sein erstes Auftreten kein Mißerfolg gewesen und daß viele ihm Gefolgschaft leisteten. In der Tat wurde den Anträgen des Salrates mit einem Mehr von drei Vierteln gegen eins zugestimmt.

Peter Zumbach wartete den Schluß der Versammlung nicht ab. So unauffällig, wie er hereingekommen, schob er sich wieder aus dem Saal. Aus den Bänken aber schaute ihm mancher verwundert in die Augen, in denen die Erregung nur langsam erlosch. Und manchem drängte sich der Eindruck noch stärker auf, daß hier einer an Wort und Wert war, dem es Ernst mit seiner Mühe um das Wohl seiner Mitmenschen war.

Von diesem Tag an rechnete man in der Talschaft mit Peter Zumbach.

In sich gekehrt, legte dieser den Weg zu seinem Haus zurück. Das Bewußtsein seines Sieges steigerte sich. Aber immer deut-

licher regte sich in ihm auch eine Unbefriedigung, als habe er bei Anführung aller Gründe, die für den großen Antrag des Salrates sprachen, einer wichtigen Tatsache vergessen. War es nicht leicht, andere zu Opfern aufzufordern? War er nicht den Beweis schuldig geblieben, wie weit er selbst gewillt war, an der Last mitzutragen, die heute auf die Talschaft gewälzt wurde? Benommen von diesem Gedanken, betrat er daheim sein Arbeitszimmer und setzte sich über sein Haushaltsbuch. Er schrieb eine Anweisung auf einen bedeutenden Betrag und sandte sie an den Salrat zu Händen seiner heute beschlossenen Unternehmungen, auf Jahre hinaus seinen eigenen Nutzen an jenen zugunsten derjenigen der Allgemeinheit hingebend. Erst jetzt wurde ihm leichter und froher zumut.

Immer noch wortkarg indeffen und mit benommenem Sinn erschien er nachher bei Tisch.

Pauline weckte ihn. Sie war auf dem Rückweg vom Gottesdienst noch bei Bekannten eingekehrt und hatte dort erfahren, welch tiefen Eindruck ihres Vaters erstes Auftreten in der Talschmiede gemacht. Ihr galliges Wesen ließ sie das mit den Worten bedenken: „Da hast du dir wieder etwas Schönes eingebrockt! In Mühlingen meinen sie jetzt, es müsse alles Heil von dir kommen. Es wird aber ein zweifelhaftes Vergnügen sein, für sie den Heiland zu spielen.“

Zumbach saß über seinen Teller gebeugt. Schon war die Freude am öffentlichen Wirken gedämpft. Schon fühlte er plötzlich, daß der Wirt vom Gensberg in ihm stärker war als der Amtsmann. „Was bedeutet eine Rede?“ antwortete er Pauline. „Und was ein Amt? Vielleicht ist man, ehe man sich's versieht, wieder nur Pächter und weiß nichts mehr von Politik.“

Frau Rosa hatte einen Reisenden empfangen, von dem sie alljährlich Wäsche für das Pächterhaus zu bestellen pflegte, und ihre Gedanken waren noch bei diesem Geschäft.

Da fragte Zumbach: „Was sagst du, Mutter?“

Sie fuhr auf und wußte nicht, wovon die Rede war. „Was verstehe ich davon?“ antwortete sie.

Zumbach fühlte ein Mißbehagen. Er wünschte, Crispin wäre da. Sonst hatte er niemanden, mit dem er von unalltäglichen Dingen sprechen konnte!

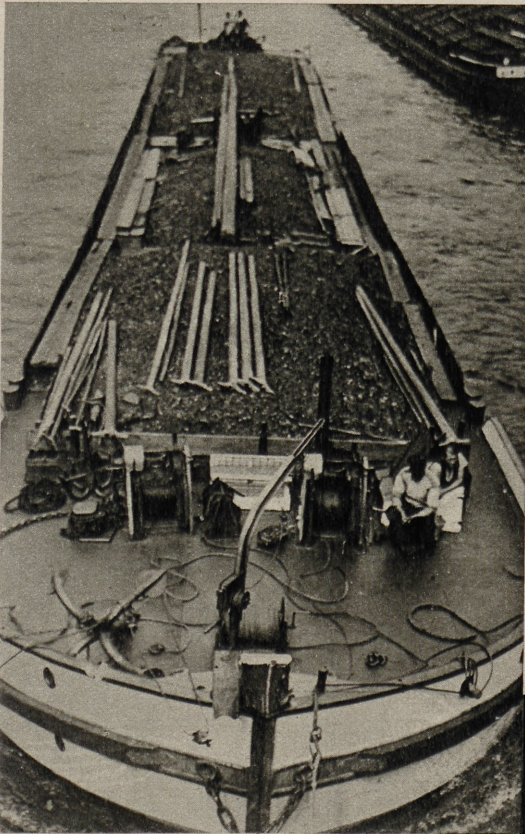
Pauline mischte sich wieder ein. „Was magst du dich um andere Leute kümmern, Vater? Es dankt es dir keiner. Alle Menschen sind Füchse.“

„Du siehst die Welt durch eine Rauchbrille“, erwiderte Zumbach.

„Weil mir niemand die Gläser putzt!“ biß Pauline zurück.

Dann schloß die Unterhaltung ein. Sie kamen alle drei einander nicht nahe. —

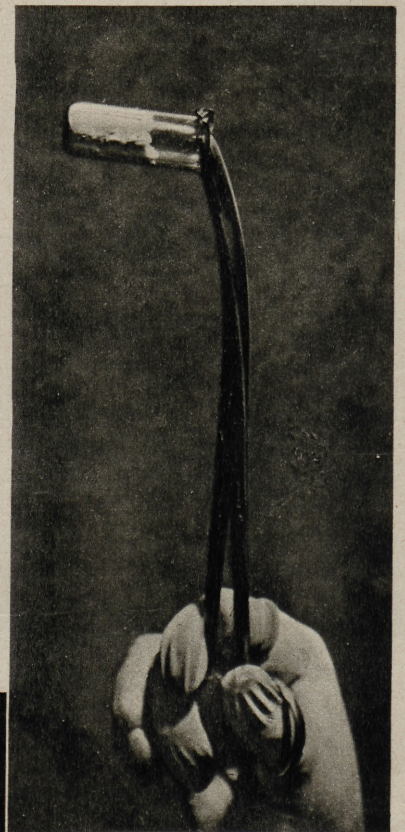
(Fortsetzung folgt)



Aus dieser Spreekahnladung von 500 Tonnen Monazitsand gewinnt man

500 t Sand
=
1 g Radium-
Mesothor
=
200 000 R.M.

Von Heinrich Kluth



1 Gramm Mesothor

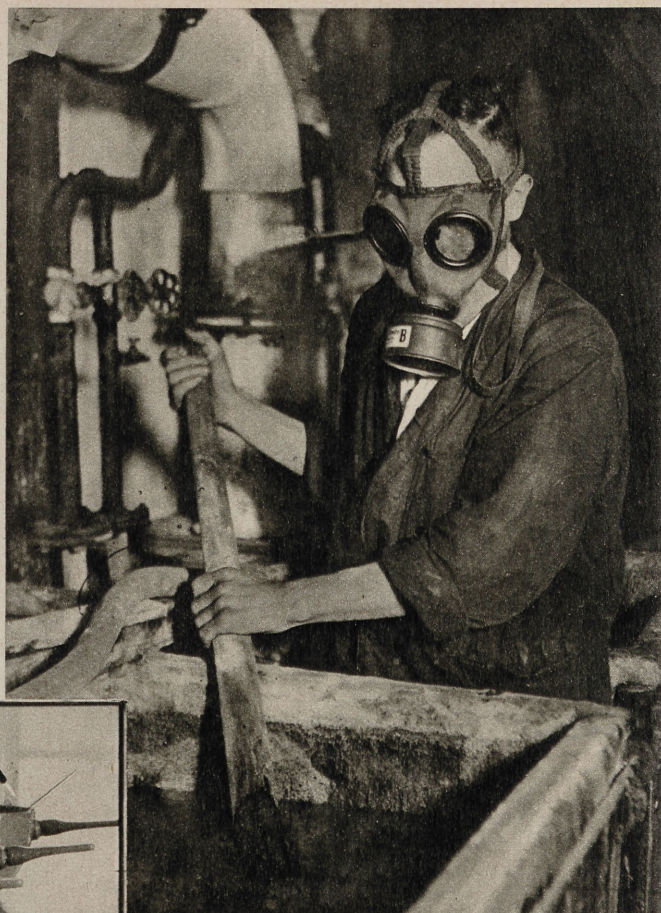
Bedenkt man, daß es auf der ganzen Erde nur etwa 250 Gramm des seltenen chemischen Elements Radium in reiner Form gibt, dann lernt man die Tatsache erst richtig schätzen, daß es in Deutschland nur in der Nähe von Berlin eine Fabrik gibt, die aus Naturstoffen ein radiumähnliches Element gewinnt, das unter dem Namen Mesothor bekannt geworden ist. Das Mesothor stellt ein Zerfallsprodukt des Radiums dar, hat aber eine ähnliche Strahlenwirkung, die in den ersten Jahren nach der Fabrikation zunimmt und dann wieder nachläßt.



Ein Gefäß mit aktivem Material schwärzt, auf eine photographische Platte gestellt, die Schicht ganz bedeutend. Nach dem Entwickeln ergibt sich dieses Positiv

Daraus erklärt sich auch der Preisunterschied zwischen reinem Radium und Mesothor, das nur etwa ein Drittel des Radiums kostet. Wie Radium spielt auch Mesothor eine bedeutende Rolle in der medizinischen Wissenschaft, besonders in der Krebsbekämpfung. So besitzt die deutsche Reichshauptstadt etwa 750 Milligramm, also 750 Tausendstel Gramm Radium und Mesothor in ihren klinischen Anstalten, die der Krebsbekämpfung nutzbar gemacht werden.

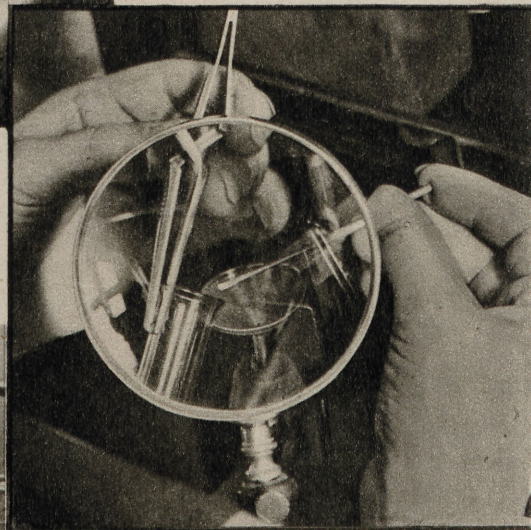
Leider muß aber auch für die deutsche Mesothorgewinnung das Rohprodukt aus dem Ausland eingeführt werden, da im Inland keine radiumhaltigen Naturvorkommen zu finden sind. In riesigen Kahnladungen wird der mesothorhaltige Monazit-sand aus Brasilien oder Indien nach Berlin gebracht, um in der in der Nähe gelegenen Fabrik weiterverarbeitet zu werden. Aus etwa 500 Tonnen Sand — das ist eine Spreekahnladung voll — erhält man ungefähr ein Gramm dieses kostbaren Stoffes. Zahlenvergleiche lassen die Schwierigkeit des Gewinnungsprozesses ohne weiteres erkennen. Denn aus einem gefüllten Spreekahn ein Gramm eines fein verteilten Stoffes herauszusieben, ist wirklich keine Kleinigkeit, zumal dieser Stoff nicht etwa rein in dem Sand enthalten ist, sondern nur in komplizierten chemischen Verbindungen vorkommt, die mit den raffiniertesten Mitteln der Technik „aufgeschlossen“ werden müssen. In unfrörmigen Becken wird der Sand zu diesem Zweck zunächst mit Schwefelsäure behandelt und dann als breiige Masse großen Rührbottichen zugeführt. Immer wieder werden neue Chemikalien zugefügt und ausgeschieden. Die Masse wird filtriert, destilliert, erneut gelöst, chemisch behandelt und unter ständigem Ausfall mehr oder weniger kostbarer Nebenprodukte einem langwierigen Arbeitsprozeß unterworfen, bis schließlich nur noch so viel davon übriggeblieben ist, daß das den kostbaren Stoff Mesothor enthaltende Restprodukt im Laboratorium weiterbehandelt werden kann.



Im Rührbottich wird die rohkonzentrierte Masse zu einer blauen Flüssigkeit. Wegen der giftigen Dämpfe tragen die Arbeiter Gasmasken

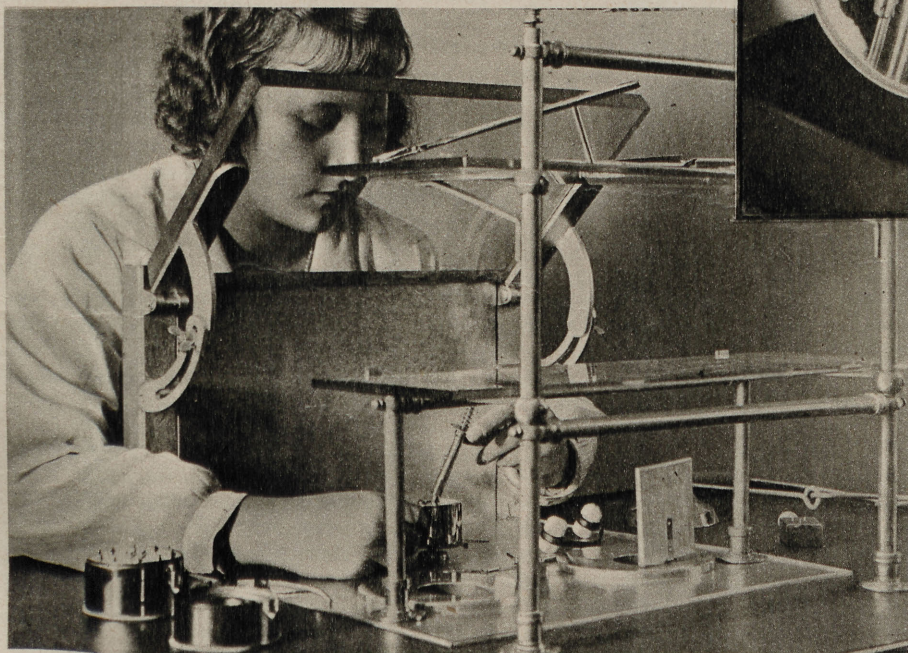


Obwohl die Arbeitsgefäße nun kleiner werden, bleibt die Mesothorlösung quantitativ dieselbe
Aufnahmen Weltrundschau

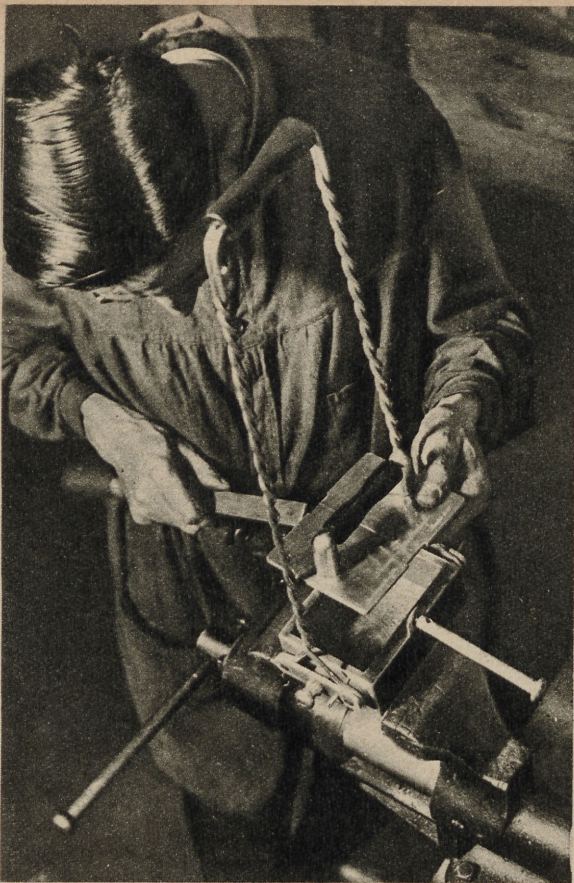


Mit Lupe und Pinzette werden äußerst geringe Mengen unter dem Schutz einer Bleiwand dosiert

Links: Das Mesothor ist ein weißes pulveriges Produkt, das in winzig kleinen Silber- oder Platinröhrchen zum ärztlichen Gebrauch fertig gemacht wird. Wegen der starken, dem Radium ähnlichen Strahlung muß die Arbeit hinter einer dicken Bleiwand ausgeführt werden



Denn der ganze Arbeitsgang hat nur den Zweck, das gesuchte Mesothor mehr und mehr zu konzentrieren. Kolben, Retorten, Indikatoren, Trichter und Destillierapparate sorgen für immer stärkere Konzentration, bis der schätzbare Rest Mesothor schließlich nur noch den Boden eines Reagenzglases knapp be-



Der Transport des kostbaren Stoffes erfolgt in dicken Bleikästen, die mit einem langen Griff versehen sind, damit man den gefährlichen Stoff möglichst weit vom Körper entfernt tragen kann

deckt. Eine pulverige Masse, die sich allmählich über Gelb bis zum schmutzigen Braun verfärbt: Mesothor. 200 000 Mark zahlt man etwa für ein Gramm dieses Stoffes, der die seltene Eigenschaft hat, bestimmte Strahlen auszusenden, die man heute — allerdings nur unter Aufwendung erheblicher Mittel der Technik — auch bereits künstlich erzeugen kann.

Es ist interessant und doch langweilig, diesen Arbeitsprozeß zu verfolgen. Immer wieder nur dieselben Bewegungen der Arbeiter, die rühren, mischen, Laboratoriumsproben nehmen und auf den nächsten Arbeitsgang warten. Denn die chemischen Prozesse spielen sich unsichtbar in den Bottichen und Rührwerken ab. Man ahnt die Größe dieses Fabrikationsprozesses und ist enttäuscht, wenn immer wieder ein neuer langwieriger Arbeitsweg eingeschlagen werden muß, um das wertvolle Element zu gewinnen. Nur so ist der hohe Preis zu verstehen, der gefordert werden muß und gezahlt wird. Wieviel kostet schon der Transport des Rohmaterials von den Küsten Brasiliens oder Indiens bis nach Berlin, welchen Wert stellen die Maschinenanlagen dar, die notwendig sind, um aus dem Sand das Mesothor zu gewinnen! Welche Kapitalien waren erforderlich, bis man den Gewinnungsprozeß so durchgearbeitet hatte, daß die Herstellung des Mesothors überhaupt wirtschaftlich wurde!

So kämpft die Industrie nicht nur für sich selbst und für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben der Menschheit. Denn Mesothor wird hauptsächlich von Ärzten für die Bekämpfung des noch immer vielfach unheilbaren Krebses benutzt. Es wandert von Berlin aus in die Welt, in die Großstädte des Kontinents und der übrigen Erdteile, um zu helfen.

Was die Erde vor Jahrtausenden und Jahrmlionen aus dem Chaos einst geboren, was der unvorstellbaren Entwicklung des Alls entstammt, wird heute mit den feinsten Mitteln der Technik und chemischen Wissenschaft gewonnen und benutzt, um Leben zu erhalten. Das ist das Schicksal der Welt, ihr eigenes Ich zu verteidigen und um ihre Erhaltung zu kämpfen. Aber sie selbst hat dafür gesorgt, daß die erforderlichen Mittel zur Verfügung stehen. Auch wenn der Mensch diese erst aus Brasilien und Indien holen muß, um aus einer Kahnladung ein Gramm des kostbaren Stoffes zu gewinnen, der notwendig ist, damit er sich verteidigen kann!

Hebbel im Umgang mit Frauen

Ein Aufsatz von Paul Bornstein

Wir wollen nicht noch einmal die vielberufenen Beziehungen Hebbels zu Elise Lensing besprechen. Wir wollen Hebbel als Ehemann, wiewohl er ein vorzüglicher war, nur eben im Hausherrn streifen. Wir wollen nicht das Gebiet des Dichters betreten und uns etwa damit befassen, daß im Drama Hebbels, „der zwischen den Geschlechtern anhängige große Prozeß“, der Gegensatz zwischen Mann und Weib, eine beherrschende Rolle spielt. Nur wie er als Mann und Mensch über die Frau dachte und sprach, wie er im Leben, im gesellschaftlichen Verkehr mit Frauen sich gab, darüber wollen wir anspruchslos plaudern.

Der Hebbel, der nach schwerstem Kampf ums Dasein, nach aufwühlenden seelischen und sittlichen Krisen in der glücklichen Ehe mit der Burgschauspielerin Christine Enghaus zur Ruhe gekommen war, dieser reife Hebbel besaß Frauen gegenüber die natürliche Verbindlichkeit eines geistig und gesellschaftlich hochstehenden Mannes. Wir wissen, daß selbst auf glattelem Parkett, selbst vor fürstlichen Frauen, wie der Königin Marie von Bayern und besonders der Großherzogin Sophie von Sachsen, sein Verhalten tadellos war: frei von Verlegenheit oder gar Unterwürfigkeit, seines Wertes sich bewußt, doch ohne Selbstüberhebung. „Die Umgebung der Frau Großherzogin“, so berichtet Schöll, der Weimarer Freund, „war beinahe verwundert über Hebbels einfach bescheidenes Gebaren“. Sich etwa in Szene zu setzen, wie nicht selten Berühmtheiten in vornehmer Kreise, lag Hebbel durchaus fern. „Vollkommen artig mit aller Welt“, sagt Dingelstedt, der Münchener Intendant, „Frauen gegenüber mit einem Anflug von altfränkischer Galanterie“. Hebbel war ritterlich. Dies saß ihm so tief im Blut, daß es schon im Knaben hervortrat. In den „Aufzeichnungen aus meinem Leben“ erzählt er uns von einer frühreifen Zuneigung zu einem kleinen Mädchen, das mit ihm dieselbe Klasse der Besselfürer Klippschule besuchte. Als er nun eines Tages mitansetzen mußte, wie ein

anderer Junge die kleine Freundin quälte, pufste und schlug, bis sie blutete, stürzte sich der sechsjährige Hebbel wie rasend auf den Missetäter, warf ihn zu Boden und verdroß ihn so, daß die geängstigte Emilie um Hilfe für ihren Peiniger schrie. Worauf denn die herbeigeeilte Lehrerin den unglücklichen Ritter ebenso abstrafte wie dieser den Nebenbuhler. Wir wissen und können im Epos „Mutter und Kind“ nachlesen, wie Hebbel als junger Kirchspielschreiber ein Mädchen aus den Fäusten eines zudringlichen Patrons befreite. Und schon todkrank, humpelte er in Gmunden hinter einem Manne her, der sich an eine Stelle am See geschlichen hatte, wo Frauen sich zum Bade entkleideten. „Ich hätte den Kerl erschlagen“, rief er wütend, „wenn ich ihn gekriegt hätte!“

Hebbel legte Wert darauf, von Frauen gern gesehen zu sein, und wenn er als Fünfziger zu dem ihm befreundeten österreichischen Dichter Ludwig August Frankl sagte, er habe nun den Aquator überschritten, halte nur noch auf seinen Ruhm und habe es aufgegeben, den Frauen zu gefallen, so klingt es wie leise Behmut aus diesem Verzicht. Er war in seiner Jugend und bis an die Schwelle seiner Verehelichung eine Art sentimentaler Don Juan gewesen, und er durfte wohl auf Grund eigener Erfahrung sprechen, wenn er mit dreißig, jungvermählt und gleichsam abschließend, dem um die Gunst der Frauen Bemühten dies Epigramm als Rezept auf den Weg gibt:

„Willst du den Frauen gefallen, so übe ein kleines Geheimnis. Wenn du mit ihnen verkehrst: binde und löse zugleich!“

Man muß freilich anzuziehen wissen; aber dabei auch zurückzuhalten, zu distanzieren. Und in jedem Falle besser ein vierediges Etwas als ein rundes Nichts: So etwa dürfte dieses Epigramm zu deuten sein.

Ein wie galanter und zuvorkommender Gatte und Hausherr Hebbel noch nach zwölfjähriger Ehe war, das zeigen die folgen-

den, erst unlängst aufgetauchten Briefchen von 1858 an Christine, die gerade Frauen verständnisinnig und amüsiert zur Kenntnis nehmen werden.

„Mit Mißfallen sah ich eine schöne Frau an einem schönen Tage mit häßlichem Hut herumgehen. Die Sonne selbst, sehr freundlich aus ihrem blauen Fenster herunterschauend, ärgerte sich darüber und zog sich in ihren Schmollwinkel zurück. Da ich die Sonne gern wieder am alten Platz sehen möchte, so erlaube ich mir, hiebei zwölf Gulden zu einem neuen Hut zu übersenden, muß jedoch bitten, ihn bis Sonntag zu kaufen, damit man endlich einmal ohne Furcht vor Regen über Land gehen kann. Ein Egoist.“ Und ferner: „Meine liebe, gute Frau erhält von jetzt an monatlich zehn Gulden mehr wie bisher; ich weiß, daß sie es nicht fordern würde, wenn sie es nicht notwendig brauchte, und gebe es mit Freuden als Weihnachtsgeschenk. Will sie dreißig Gulden voraus haben, so braucht sie es nur zu sagen. Weihnachtsabend 1858.“ Und in Hebbels Ausgabenbuch findet sich unterm 26. Mai 1858 diese Eintragung: „An meine liebe, gute, teure Frau zum Hochzeitstag 10 fl.“

Die Rehrseite der Medaille fehlte indessen nicht. Hebbel hätte nicht der scharfsinnige und oft unangenehm aufrichtige Mensch sein müssen, der er war, wenn er nicht gelegentlich auch Frauen gegenüber sich hätte ablehnend verhalten können. Er konnte gar wohl die Wahrhaftigkeit über die Ritterlichkeit stellen. An Komplimenten aus Damenmund lag ihm ohnehin wenig: So schrieb er einmal seinem Verleger Campe in Hamburg. Die Schaum-schlägerei wesenloser gesellschaftlicher Konversation vollends war ihm eine Last. Februar 1863 berichtet er im Tagebuch über eine Soiree in befreundetem Hause, der er als Ballvater für sein Töchterchen hatte bewohnen müssen: Die Damen dürften ihn sehr unliebenswürdig gefunden haben, da er hartnäckig geschwiegen habe; aber er könne sich nun einmal nicht zehnmal hintereinander vorerzählen lassen, daß zweimal zwei vier sind, und daß vierundzwanzig Buchstaben im deutschen Alphabet stehen. Ein Schuster, der ihm seine Abenteuer von der Walze erzähle, sei ihm unvergleichlich lieber. Unüberlegte oder neugierige Fragerinnen konnte er aufs schroffste zurückweisen. Hebbel hatte 1857 Schopenhauer in Frankfurt besucht, aber nicht die Aufnahme gefunden, die er erwarten zu dürfen geglaubt hatte; es war ihm kein angenehmer Eindruck von diesem Besuche geblieben. Als nun eine Verehrerin des Philosophen Hebbel bei Tische fragte, wie er Schopenhauer persönlich gefunden habe, sie habe gehört, daß er ihn kenne, antwortete er brüsk: „Was interessiert Sie daran, das zu wissen? Wie kommt Schopenhauer hierher?“ Eine andere Dame, die er in Gesellschaft der Auseinandersetzung der Beziehungen zwischen seinen Nibelungen und dem mittelalterlichen Heldenliede gewürdigt hatte, kreuzte ahnungslos den Dichter mit der freilich konventionellen Frage, wie lange er an der Trilogie gearbeitet habe. „Mein ganzes Leben“, antwortete Hebbel schroff nach einer unangenehmen Pause, und damit ließ er die Fragerin glatt abfallen.

Von „gebildeten“ Tischgesprächen war er überhaupt kein Freund, und der Platz zwischen zwei Damen, die ihm — Propheete rechts, Propheete links — womöglich literarisch kommen zu müssen glaubten, war für ihn nichts weniger als eine Annehmlichkeit. Zum Behagen an einem guten Diner — und er aß gern gut — gehörte für ihn eine anspruchslose Unterhaltung. „Ich verstehe nicht“, sagte er einmal zu Frankl, „daß sich Lord Byron von einer Dame, die seine Tischnachbarin war und munter aß, plötzlich entliebt fühlte. Ich sehe es gerne, wenn Frauen neben mir sitzen, die die Gottesgabe tapfer genießen und mich im gleichen Tun nicht stören.“ Er schätzte sie gar nicht, die „ätherischen Frauen, zu zart fürs Essen und Trinken und für Wiege und Herd“. Wohl wußte er es, schon nach dem Vorbild seiner Gattin, zu würdigen, wenn kluge Frauen festen Fußes im Leben, in selbstumschriebenem Pflichtenkreis standen: aber er war doch ganz zufrieden, daß seine sechzehnjährige Tochter nur ein frisches, gesundes Kind sei, „und glücklicherweise hat sie nichts ‚Geniales‘, wovon ich bei weiblichen Naturen kein besonderer Freund bin“. Mithin steht er Schriftstellerinnen, deren es indessen in Deutschland zur Zeit von Hebbels Höhe wirklich bedeutende kaum gab, in ausgesprochener Skepsis gegenüber. Dabei erleben wir denn ein ergöglichtes Quidproquo. Er selbst erzählt Februar 1863 im Tagebuch, daß er sich bei Bekannten ausgezeichnet mit einer Dame unterhalten habe. „Sie ist an einen Baron von Ebner verheiratet und leider, wie ich später erfuhr,

eine heimliche Schriftstellerin.“ Nun, diese heimliche Schriftstellerin, die damals freilich erst am Anfang ihrer Bahn stand, hieß immerhin Marie von Ebner-Eschenbach. Man begreift nach alledem, daß Hebbel zumal bei seinem ausgeprägten Mannestum ein entschiedener Gegner der zeitgenössischen jungdeutschen Emanzipation der Frau war und blieb, die „dem männlichen Geschlecht seine Privilegien abdisputieren und das Weib von seinen... Pflichten zu dispensieren sucht“, dieser auch uns heute noch sehr unerfreulich anmutenden und gründlich überholten Emanzipation, die aus Frauen physisch und seelisch schlechtthin Männer machen wollte. Hand in Hand mit der Ablehnung solcher papierenen Theoreme geht bei Hebbel, wie wir sahen, eine starke Wertschätzung hausfraulicher Vorzüge, des Weibes als Gattin und Mutter. Hatte er doch, wiederum an Christine, ein klassisches Beispiel dafür vor Augen, daß eine vom Grund tüchtige Frau Künstlerin von Bedeutung und gleichwohl vortreffliche Wirtin, Ehefrau und Mutter sein kann! Er hat einmal Frankls Gattin auf Grund ihrer Kochkunst allen Ernstes als geistig Ebenbürtige begrüßt. Der gewichtigste Vorwurf, den er immer wieder gegen das Weib erhebt, ist sein Mangel an Weltgefühl. „Euch“, schreibt er zum Beispiel an Elise Lansing, „quälen die Rätsel des Daseins erst dann, wenn sie euren eigenen Kreis verfinstern, und nur so weit, als dieses geschieht.“ Er verlangt hier offenbar vom Weibe, was es, der Natur inniger verbunden, den Dingen näherstehend als der Mann, seiner Wesenheit nach nicht zu leisten vermag. Es gibt bekanntlich keine Philosophinnen von Rang, und ein am Tod eines Kindes gebrochenes Mutterherz läßt sich in aller Welt nicht, wie Hebbel das möchte, mit metaphysischen Spekulationen heilen. Aber wir wollen doch festhalten, daß eben dieser Hebbel schon als Sechszundzwanzigjähriger (1839) klar erkannt und ausgesprochen hat: „Im Weibe liegt eine unendliche Perfektibilität, die, bisher gehemmt und zurückgehalten durch soziale Verhältnisse, vielleicht bei kräftiger, freier und unabhängiger Entwicklung der Menschheit ganz neue Richtungen geben wird.“

Sinn für Frauenschönheit ist bei einem Poeten selbstverständlich. Hebbel hatte diesen Sinn ausgesprochen. 1845 lernte er zu



Verzuckerter Obstbaum

Aufnahme: H. Corny (Kind)

Rom in einem Maleratelier eine junge Römerin kennen, deren fabelhafte Sprachkenntnisse und musikalische Begabung die Freunde ihm höchlich rühmten. „Sie ist“, erwiderte Hebbel, „jedemfalls ein sehr schönes Mädchen, und das bedeutet bei mir noch viel mehr; denn ob sie mir in einer oder in zehn Sprachen sagen kann, daß ich ihr nicht gefalle, gilt mir gleich; aber von ihrer Schönheit hab' ich schon jetzt meinen Teil, denn ich habe sie gesehen.“ Wir besitzen von Hebbel aus seiner Münchener Zeit ein höchst trefflicheres Porträt der Münchnerin, dieser Mischung aus deutschen und italienischen Elementen, für das ihm die Schreinerstochter Beppi Schwarz, das Urbild der Klara in „Maria Magdalena“, Modell stand; wenn er erklärt, man begreife eigentlich nicht, wie diese Münchnerin diesen Münchner heiraten könne, so hat das, zumal wenn man den ortsansässigen Typ des Kleinbürgers in Betracht zieht, wirklich noch heute seine beschiedene Berechtigung. Wir besitzen des weiteren aus dem Kopenhagener Jahr 1843 eine prächtige Schilderung national-dänischer Frauenschönheit, die gewaltig, nicht zu seiner Seele, aber zu seiner dichterischen Phantasie sprach. Die Krone aber gebührt der Vertreterin der Stadt, in der er selbst wohnte und lebte: der Wienerin. Hebbel war entzückt von der Fülle anmutiger weiblicher Gestalten, Frauen und Mädchen, denen man in Wien so zahlreich wie in keiner andern Stadt begegne. 1856 hatte er ins Tagebuch geschrieben: „Ein schönes Mädchen loben ist so viel wie eine Blume gießen.“ Und danach verfuhr er. Emil Kuh, der Biograph Hebbels, berichtet von ihm einen charakteristischen und sehr eigenartigen Zug. Dem ihm entgegenstehenden lieblichen Mädchen pflegte er ins Gesicht hinein zu sagen, daß sie es sei . . . „Das muß man tun, dann errötet das schöne Mädchen und wird dadurch doppelt schön.“

„Lieblich ist's, wenn ein Mädchen im Unschuldsalter die Mienen Schamhaft neckisch verzieht vor des Bewunderers Blick Und das holde Gebild der reizend entfalteten Züge Sanft errötend zerstört, weil sie die Liebe noch scheut . . .“

Solche Huldigung erschien ihm geradezu als Pflicht des Poeten. Im römischen Gedicht „Eine Pflicht“ heißt es mit Bezug auf die Schönheit der Frau:

„Schönheit, wie ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht.
Und wie ich mich selbst erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.“

Haßt du je dich selbst genossen,
Wenn man dich nicht erst genießt?
Bleibst du nicht in dich verschlossen,
Wenn man sich vor dir verschließt? . . .“

Aber auch für die stille Tragik der Häßlichen fehlt es dem Dichter nicht an Verständnis. „Oft begegnet es“, heißt's 1849 im Tagebuch, „daß man ein häßliches Mädchen unbewußt so lange anschaut, bis sie selbst vergnügt zu lächeln anfängt. Für die meisten wird das komisch sein, mich rührt es.“

„Ich bin nicht schön.“ So sprach das Mädchen leise
Und überwand im stillen ihre Qual,
Und als sie nun in ihrer Schwestern Kreise
Zurücktrat, war sie es zum erstenmal.“

Fragen wir nun, was an der Frau Hebbel, dem Manne, besonders und persönlichst gefiel, so erzählt er uns selbst, daß er niemals etwa in eine Hand, einen Fuß, in schwarze Haare oder dergleichen sich verliebt habe, sondern immer „in ein ganzes Mädchen auf einmal“, und fragen wir weiter, ob nicht gleichwohl einer der Reize des Weibes an erster Stelle suggestiv auf ihn wirkte, so verraten die „Aufzeichnungen“ aus seinem Leben, daß es die Stimme der Frau war, von der „für ihn alles abhing“.

Aber die ungeheure Bedeutung der Frau in der Geschichte der Menschheit, über ihre Macht im Kreise des Weltgeschehens ist sich Hebbel natürlich vollständig klar; die Bindung der Geschlechter aneinander bei seiner Ansicht nach polarer Verschiedenheit ihrer Artungen bedeutet ihm das tiefste und unergründlichste aller Mysterien. Auf dieses unlösliche Mysterium verweist er die „Exakten“ die überheblich mit Meßinstrumenten die letzten Rätsel des Daseins lösen zu können glauben.

„Nasselt nur nicht zu viel mit Kette und Messer und Waagel
Machte der Himmel euch stolz, den ihr berechnet und meßt,
Nun, so schaut auf die Frau und werdet wieder bescheiden,
Denn ihr fragt euch umsonst, was euch gefesselt an sie,
Und die Linie, so, nicht anders, gezogen im Antlitz,
Trägt, ihr erkennt es, das Haus, trägt gar den Staat und
die Welt.“

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählt von Fritz Rostovsky

2. Fortsetzung

Das vierjährige Phichen, genannt Pfropfchen, hat sich in der Großstadt verlaufen und kann die elterliche Wohnung nicht wiederfinden. Der alte Rechnungsrat Hannemann führt den Findling seiner Frau zu, die in Erinnerung an ein früh verstorbenes eigenes Töchterchen das Kind liebevoll aufnimmt. Am nächsten Morgen geht Herr Hannemann zu einem Freund, dem Amtmann Fischer, um sich Rat zu holen, was mit dem Kind geschehen soll. Der kann ihm aber nur sagen, daß der Finder eines Kindes die richtigen Eltern durch die Polizei finden lassen müsse. Inzwischen mißt Frau Hannemann sich vergeblich, Phichen zum freiwilligen Ableiben zu überreden, und versteckt schließlich das Kind, das zur Mutter zurückwill, im Innern der Wohnung.

Schon schnellte es draußen. Beabend schloß sie die Türen hinter sich ab und war wie erlöst, als es nur der Milchmann war. Nur der Milchmann! Und doch war er der erste, der etwas spüren mußte von der Veränderung in ihrem Haushalt: Sie nahm mehr als das Doppelte heute — seit vielen Jahren zum erstenmal.

Er sah sie groß an. „Haben wohl Besuch, Frau Rat?“ „Ja, ja: Besuch . . .“ Fast schlug sie die Tür zu, daß er nur wieder draußen sei und nichts höre. Dabei wußten vielleicht schon in wenigen Minuten die Wohnungsnachbarn, daß bei Hannemanns Besuch sei, und welcher, der soundso viel Milch trinke . . . Sie glühte am ganzen Körper. Furcht und Scham übergossen sie, obwohl sie sich in einem Zorn gegen sich selbst darob schelten mochte.

Als sie zurückkam und durch die Türspalte lugte, trocknete sich Phichen mit Botans zottigem Wedel die Tränen und legte den Arm um seinen starken Hals. So verharrten sie Kopf an Kopf, Kind und Hund, und der Hund schien ernstlich nachzufinnen über Phichens Schicksal.

Frau Hannemann ließ die beiden ungestört. Vielleicht gelang es Botan leichter, Phichens Vertrauen zu erwerben?

Zuhinterst in ihrem Wäschepind hatte sie einen kleinen Hären fügen, ein liebes, freundliches Stofftier, das aus unbekannter Meisterhand hervorgegangen war. Dieses liebste Spielzeug aus längst versunkener Zeit verwahrte sie seit vielen Jahren und verbarg es schamhaft vor ihrem Mann. Manche Träne hatte sich über Pogens unverändert drolliges Gesicht ergossen, die kein anderer sehen sollte als er . . . Nun holte sie das kleine Tier aus seiner Trauerhaft, küßte es, wie zu einem Spaziergang, und schob es leise durch die Türspalte in das Zimmer, wo Phichen mit dem Hunde saß und spielte. Vielleicht spann sich ein Faden zwischen ihm und dem Seelchen, das einst all seine Liebe an das Bärchen gehängt hatte?

Auf Zehenspitzen schlich Frau Hannemann in der Wohnung umher. Nur nicht gehört werden wollte sie von dem Kind. Es sollte ganz vergessen, was gewesen, und verspielen, was es vorhin angewandelt.

War es so schwer, Mutter zu sein, das Vertrauen eines Kindes zu gewinnen, das sie nicht getragen? Aus dem heimlichsten Fach suchte sie, im Bann ihres Wunsches, verblaßte Bilder hervor und verzehrte sie mit heißen Augen aufs neue. So sah es aus, das Geliebteste, das ihr beschieden gewesen und das sie so rasch hatte verlieren müssen . . . Ihr wollte scheinen, als habe es Ähnlichkeit mit Phichen, dem kleinen, zugelaufenen Wesen. Freilich: So weit wie Phichen war es noch nicht gediehen. Es hatte eben erst angefangen zu laufen — mit ängstlich breit gestellten Beinchen; und Phichen hatte nun schon eine gehörige Reife hinter sich — am gestrigen Tage. Konnte es nicht sein, daß es wiedergekehrt war, das Kleine, Entschwundene, in dem trogigen Gast?

Die Augen brannten ihr von trockenem Schmerz. Sie sah es wie einen glühenden Schwaden durchs Zimmer schießen. Was war das? Sah sie Gespinste? Narrete sie der Gedanke an das Vergangene so stark?

Da fühlte sie sich angerührt und sanft zurückgerufen. Das

Kind stand bei ihr und zupfte sie am Ärmel. „Was hast du da, Tante?“

Fürs erste wollte sie das Bild verbergen, sich verschließen vor solch klarer Frage, die man nicht mit einer Lüge beantworten durfte. Aber wie konnte sie sich dem Kinde entziehen? Zögernd und mit schmerzlichem Lächeln brachte sie ihr Geheimnis dar und wies es den begierigen Augen.

Phichen betrachtete es aufmerksam und zog die Brauen zusammen. „Ach —!“ stieß es hervor, ein wenig gepreßt und fragend. „Hast du auch solch kleines Kind?“

„Das ist schon lange her“, kam mühsame Antwort.

Phichen wurde nachdenklich. „Da ist es wohl schon groß und eine Tante geworden?“

„Nein. Ist nicht groß geworden . . .“

„Klein geblieben? Ach!“ Das belustigte Phichen über die Maßen. Sie machte Schelmenaugen. „So klein?“ Dabei zeigte sie richtig, wie groß es wohl gewesen sein mochte. „Und wo ist es jetzt?“

„Im Himmel — bei den Englein.“

„Beim lieben Gott?“

Frau Hannemann nickte. Nicht länger hielten die Augen an sich. Plötzlich war ihr Gesicht wie überschüttet von Tränen.

Phichen sah sie bestürzt an. „Da bist du nun traurig . . . Kann denn der liebe Gott nicht machen, daß es dich mal besucht — so ganz heimlich?“

Wotan kam auch herbeigewandelt, schweren Trittes, und legte mit freiem Ausblick seinen Kopf aufs Knie der Herrin.

„Liebes Phichen, das hab' ich mir auch gedacht und jeden Abend gebetet drum. Und nun — hat er ja dich hierhergeführt, dich kleines, verlautes, verflorenes Menschenkind . . .“

Phichen forschte lange in ihrem Gesicht, sah dann in die eignen Hände und seufzte: „Ja — wenn es der liebe Gott war!“

Die Frau zog das Kind an sich, saht und behutsam, als könne es aufwachen aus seinen Gedanken und erschrecken.

Schon kamen die Zweifel. „Aber ich bin es ja gar nicht, Tante! Bin doch Mutti's Kind und nicht deins!“ sagte es unerbittlich. „Wie kann der liebe Gott das tun? Da hat er sich doch mächtig geirrt . . .“

Was sollte die arme Frau antworten? Wie vor einem Richterstuhl stand sie, und darauf saß, mit klarem, unbestechlichem Kinderblick, das kleine Phichen und verwarf ihr Begehren.

„Der liebe Gott irrt sich nicht“, versuchte sie sich zu verteidigen. „Er hat es wohl so gewollt.“

„Warum denn? Mutti ist so gut zu mir!“ Weinen stand nahe.

„Und ich? Bin ich nicht auch lieb zu dir?“

Phichen zog die Achseln und schob die Unterlippe vor.

„Ich will dich doch ebenso liebhaben wie eine Mutti . . .“

„Das kannst du nicht!“ sagte Phichen. „Das kann nur Mutti!“

„Aber wenn ich dir nun alles schenke, was du nur haben möchtest —?“ Dabei war sie immer weiter vom Stuhl geglitten und kniete nun vor dem Kinde, um seinem Gesicht recht nahe zu sein mit dem ihren.

Erwartungsvoll sah Phichen sie an. „Was willst du mir denn schenken?“

„Puppen — und lauter bunte Bälle zum Werfen . . . Ach, die springen hoch bis an die Decke! Und Luftballons, grün, rot, blau — jeden Tag. Und einen kleinen Wagen.“ Sie wußte nicht weiter.

„Und ein Lämmchen?“ fragte Phichen und machte ein strenges Gesicht.

„Auch ein Lämmchen!“

„Und einen Ziegenbock?“

„Aber der stößt ja das Phichen!“

„Und einen Ziegenbock?“ Phichen stampfte leise dazu auf.

„Auch einen Ziegenbock.“

„Und einen Fellemanten?“

„Auch einen Fellemanten. Und wir gehen in den großen Garten, wo alle Tiere lebendig umherlaufen: Löwen, Bären, Affen. Oh, das wird fein!“

Phichens Augen wurden groß und kugelförmig. Unzählige Tiere sahen sie: Das war ein Gewimmel und ein Geschrei — da mochte man lange nicht müde werden vor Schauen. „Und meinst du, daß Mutti es erlaubt?“

Da waren sie wieder am alten Fleck. Aber Frau Hannemann hatte sich gefaßt und erwiderte: „Der liebe Gott wird sie fragen,

ob es ihr recht ist. Und sie wird sagen: Ach, lieber Gott — wie schön, daß es meinem Phichen jetzt so gut geht! Wir sind doch nur arme Leute, und nun hat es Phichen so viel besser . . .“

„Arme Leute? Nein! Sind wir nicht! Wir haben einen großen Drachen — hu, so groß wie die Stube! Und Stühle haben wir viele! Und der Vater hat ein großes Messer — uh, das ist scharf! Das schneidet alles mittendurch.“

„Wieviel seid ihr denn zu Hause?“

„Neune. Wenn wir am Tisch sitzen, und es geht los mit Essen, sagt Vater immer: Alle neune! Nu, Mutter, mach sie satt!“

„Werdet ihr denn auch alle satt? Ja?“

Phichen nickte stolz. „So satt!“ Sie zeigte einen dicken Bauch. „Nur Paul und Otto und Max — die haben immer Hunger. Mutter sagt, die wachsen zuviel. Da hilft das Essen auch nichts, wenn man wächst.“

„Hast du dein Bettchen für dich — zu Hause?“

„Nein, wir schlafen alle zusammen im großen Bett: Fränze und Anne, Hedwig und ich. Oben zwei und unten zwei.“

„Bei uns sollst du dein Bettchen ganz allein haben. Ist doch viel schöner, nicht wahr?“

„Ach nein — da fürcht' ich mich nur im Dunkeln . . .“

„Das brauchst du nicht. Ich bleibe bei dir, und keiner darf dir etwas tun.“

Phichen sah wieder nachdenklich vor sich hin. „Ob der liebe Gott mich nachts mal wieder nach Hause trägt? Ich werd' ihn fragen. Und wenn er's nicht tut, kommen Otto und Paul und holen mich einfach weg.“ Danach lachte sie und schob die Hände zwischen die Knie vor Vergnügen. „Atsch — dann bin ich weg! Und du findest mich nicht.“

Frau Hannemann lächelte tapfer mit feuchten Augen und sagte: „Dann komm' ich sicher und besuche dich.“ — —

Als mittags der Rechnungsrat nach Hause kam, sprang ihm wohlgenut das Pflögetöchterchen entgegen. „Wo warst du denn so lange?“ krächte es durch die eben aufgeschlossene Wohnungstür, daß es im Hause hallte.

Hannemann hielt ihr schnell das Mündchen zu, bis er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Wer mochte das nun wieder gehört haben!

„Bist du bei Mutti gewesen?“ fragte Phichen und hopfte von einem Bein aufs andere. „Und bei Paul und Otto?“

Frau Hannemann stand hinter dem Kind, sah das betroffene Gesicht ihres Mannes und blinzelte ihm ermunternd zu.

„Ja“, sagte er zögernd.

„Sie erlaubt es mir doch? Nicht? Sie erlaubt es mir doch?“

„Was denn?“

„Weißt du es denn nicht? Wir wollen doch zu den Fellemanten gehen — in den großen Garten!“

„Ach, so? Richtig: Das hatte ich ganz vergessen!“ In seiner Verlegenheit, und um Phichen abzulenken, nahm er es auf den Arm und schwang es hoch in die Luft, daß es quietschte vor Vergnügen. „Da ist auch eine Lustschaukel, mit der fahren wir! Noch viel höher hinauf!“

Phichen lachte. „Du bist so gut“, sagte sie treuherzig. „Du bist ja auch der liebe Gott . . . Nicht wahr, der bist du doch?“

Hannemann wandte sich zum Kleiderrechen, um abzulegen.

Aber Phichen bestand auf der Antwort: „Sag doch mal: Bist du der liebe Gott? Oder bist du es nicht?“

Mit geröteten Gesichtern führten die beiden Alten das kleine Fragerchen ins Zimmer. Ihnen war, als sähe ihnen ein klares Auge unbeirrbar ins Herz. Vor dem half kein Lügen, keine Ausflucht; nur eine Antwort, rein und wahr, zu der man sich auch späterhin bekennen durfte.

Als Phichen drinnen auf Vater Hannemanns Knie saß, riß es ihn unversehens an seinem wohlgepflegten Weißbart. „Du willst mir wohl nicht sagen, ob du der liebe Gott bist?“

„Ach“, sagte er und tat ertappt, „was du auch alles siehst! Der liebe Gott — der ist überall. Wohin du auch schaust, ist er. Er paßt auf, daß es Phichen wohl ergeht; daß es gute Leute findet, wenn es sich verlaufen hat. Und so kommt es auch, daß er in dieser Stube ist — mitten unter uns.“

„Und du? Wer bist denn du?“

„Mich hat dir der liebe Gott geschickt, daß du nicht von bösen Menschen mitgenommen würdest; damit es dir recht gut gehe.“

„Ach!“ erwiderte das Kind. „Das kann nicht sein! Du hast mich doch gar nicht gesehen — gestern. Das war doch Wotan — der gute Wotan!“

„Siehst du: Daß Wotan so lange bei dir stehengeblieben ist, bis ich herzukam, das hat der liebe Gott so gemacht. Und dann hat der liebe Gott mir zugeflüstert, ich möchte dich mitnehmen zur Tante und dir zu essen und zu trinken geben und aus dir ein artiges Kind machen. Ja, das hat er so gesagt.“

„Dann bist du ja gar nicht der liebe Gott!“ rief Phichen. Eine namenlose Enttäuschung verdunkelte ihr helles Gesichtchen. „Und kannst nicht machen, daß ich zu Mutti komme!“ Sie brach in herzerbrechendes Schluchzen aus.

Ratlos sahen die Alten einander an. Hannemann streichelte das Köpfchen, das von jedem Tränensturz gestoßen wurde. „Sei nur ruhig, liebes kleines Phichen! Ich werde gehen und Mutti suchen — alle Tage, bis ich sie gefunden habe. Nicht? Und so lange bleibst du bei uns zweien und hast alles, was du nur willst: Fellemanten und —“

„Und ein Lämmchen und einen Ziegenbock“, half Frau Hannemann ein.

Die Tränen schwiegen nachdenklich und fielen vom Wimpernrand, während das Auge groß sich aufstaut: „Dann bist du ja gar nicht bei Mutti gewesen?“

Hannemann schüttelte traurig den Kopf. So beschämt ob einer Lüge hatte er in seinem fast sechzigjährigen Leben noch nie gestanden wie vor diesem Kinde . . .

Nach Tisch ließ Phichen sich willig zur Ruhe legen. Sein kleiner Kopf war so schwer von all dem Erlebten, daß er ganz unsicher auf den Schultern saß und locker ins Rissen rollte.

Die alten Leute blieben wie festgenagelt auf ihren Stühlen sitzen, vergaßen der liebengewohnten Mittagspause und trachteten mit Blicken ineinander, sich zu klarem Ratschluß aufzuraffen.

„Was denkst du, Hermine?“

„Ja, ich denke: wann wir wohl am besten das Bettchen vom Boden herunterbringen werden, damit uns keiner sieht.“

„Das ist eine schwierige Sache. Aber die nächste Frage ist es nicht.“

„Was meinst du, Theodor?“

„Handeln wir recht so, wie wir tun? Dürfen wir das Kind seinen Eltern vorenthalten?“

„Kennst du sie denn?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nun also!“

Er ließ dazu nur noch einmal den Kopf hin und her gehen. „Es liegt nicht so einfach, wie du glaubst. Wir müßten es der Polizei melden. Und die Polizei wird schon das Ihre tun und Phichen seinen Eltern zurückbringen.“

„Nein, nein!“ rief Frau Hermine laut. „Das tust du nicht!“

„Weißt du auch, daß Gefängnis darauf steht, wenn wir —“

„— es hegen und pflegen und ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen? Dafür Gefängnis? Nein, das wäre doch —! Noch gibt es einen Gott im Himmel, der nicht das Gute mit Bösem vergilt!“

„Aber, Hermine, warum so zornig und eifrig? Lassen wir Gott im Schweigen wohnen! Wir haben doch eben gehört, wohin es führen will, wenn er sich allzu deutlich zu offenbaren scheint! Laß uns so ruhig, wie es gehen will, das Rechte suchen!“

„Ich gebe das Kind nicht wieder her. Lieber tu' ich mir etwas an!“

Er ergriff ihre Hand. „So vollbringen wir nichts.“

Sie entzog sich ihm heftig. „Und wie sonst? Willst du etwa in die Zeitung setzen, daß wir Phichen bei uns haben? Dann ist es gleich vorbei.“

„Und glaubst du etwa, Hermine, wir könnten unser Kleinchen verheimlichen? Hier, in einem Hause mit acht Parteien — und gegenüber Bekannten, die uns besuchen?“

So warfen sie sich die Hoffnungslosigkeit ihres Wunschbildes vor und kamen keinen Schritt weiter.

„Laß mich nur machen! Ich werde schon Mittel und Wege finden, daß wir es behalten können“, sagte die Frau nach einer Weile, in der sie fieberhaft überlegt hatte.

„Bedenkst du auch, daß es meine Stellung kosten kann?“

„Ach, was!“ warf sie ärgerlich dagegen. „Wenn du schon Furcht hast — ich nehme alles auf mich. Ich habe das Kind eben gefunden, ich habe dir vorgelogen, wir sollten's als eigen annehmen mit Willen der Eltern. Ich habe es verheimlicht und versteckt. Ich — ich — ich! Wollen doch sehn, ob man einer alten Frau etwas antut, weil sie ihre Liebe auf ein Kind wirft!“ Darüber brach sie in heftige Tränen aus.

Der Mann nahm ihre Hand, streichelte sie und sprach ihr gut zu. „So bist du ja noch nie gewesen.“

Sie gestand ihm nun, wie oft sie heimlich geweint habe; was sie ohne sein Wissen durchlitten — auch noch vor wenigen Stunden am Vormittag. Und indem sie die verbläuten, wie von Tränen verwaschenen Bildchen aus der Bluse hervorzog, erging sie sich von neuem in Klagen und Anklagen gegen das Schicksal.

Der Mann sah nun, in welche Erschütterungen er seine Frau geführt hatte — halb unbedacht, aus einem guten Willen. Was er gestern abend mitgebracht, so drollig verpackt, enthüllte sich als ein bittres Geschenk, das sie mit Ketten aneinanderband, die sie seither in ihrer langen Ehe nur selten empfunden hatten.

Er senkte den Kopf und sann in sich hinein. Ruhig und einfürmig war sein Leben abgelaufen, leise durchflungen von der Trauer um das einzige Kind, dem kein Seelchen ins Leben folgen wollte. Er hatte sich beschieden und alles Trachten darauf abgestellt, das Seine sauber und gemessen zu tun. Kein Stäubchen saß ihm in Rock und Amt. Er trieb, was ihm aufgegeben, bis zu der Grenze vor, die ihm seine Stellung steckte, und hatte das erreicht, was er im bürgerlichen Leben werden konnte. Gewiß, der Sohn, der erhoffte, der sollte höher hinauf: Der sollte anfangen, wo der Vater aufgehört hatte. Doch da er ausblieb, beschied sich sein Leben in der leise traurigen Zufriedenheit eines Menschen, bei dem alles ohne Rest aufgeht, ohne Frage und Aussicht.

Es ergriff ihn doppelt, auf das Leben seiner Gefährtin zu schauen, die ihm in allem so vertraut, so ähnlich schien wie einander zwei rundgeschliffene Kiesel im Flußbett, die den Lichtstrahl gleichermaßen brechen und weitergeben. Noch erstaunte er über den Aufruhr in ihr, über ihre Auflehnung gegen Ordnung und Gesetz. War sie nicht fast stiller noch als er gewesen ihr Leben lang, demütiger und bescheidener? Und von der klaren Sauberkeit, die er ihr im Amt nur unvollkommen nachahmen konnte, weil er nicht allein das betreute, was ihn anging? Ihr Haushalt sah blichblank aus, wie am ersten Tag: Es gab nichts darin, was alt und häßlich war, und jedes saß an seinem Fleck, als wenn es sein Vergnügen an sich selber habe.

Und nun? Da besaß sie alte Dinge, Bilder, von denen er nichts wußte, heimliche Sachen, bei denen sie geweint hatte: die Strümpfchen des Kindes, den kleinen Bären, und wer weiß, was noch! Fast bänglich ward ihm darob zumut, daß hinter dem Sauberen ein Leben sich karg und elend fortgezogen hatte, wie ein blasser, kranker Keim im Keller, der lange Wände greifenhaft bewächst, ruhelos, gespenstisch, von geheimen Säften des Gesteins absonderlich, halb giftig gespeist, und dennoch ein Leben, ein Wachsen, ein Trachten und würgendes Sehnen nach dem Lichtstrahl, der es ins Grüne, Freudige aufquellen ließe. Laut nun war er geworden, dieser lange, zur Unhörbarkeit ausgezogene Schrei nach Sonne . . .

Als er wieder aufschaute, fand er sich glühenden Augen gegenüber. Aus brennend gerötetem Weiß schoß ihm ein pulsender Abgrund von Pupille entgegen. Das war seine Frau: Sie heischte Entscheidung, wo ihm nichts blieb als bange Qual zwischen ihrem Herzen und seiner Pflicht. Beiden konnte er nicht ausweichen, beiden nicht genügen. Neigte er sich diesem, so ward ihm jene zur unversöhnlichen Feindin; und trachtete er das Rechte zu tun nach dem Gesetz, so verlor er sein Bestes in einem langen Leben: die gutgegründete Treue gemeinamen Weges.

Noch war er nicht zu Ende mit Denken und Sinnen, da riß ihn schon die Glühende aus seinem Grübeln. „Komm!“ raunte sie, wie ein Dieb im fremden Gemach. „Jetzt ist es Zeit! Mittagsruh ist jetzt. Da spionieren sie nicht — all die im Haus hinter den Türen.“

Ein Ekel gegen alles umher brach aus ihr hervor, eine Verachtung, die keiner in dem stillen, geglätteten Gesicht mit dem krausen Gerank von grauen Haaren vermutet hätte. „Komm! Rasch!“ zischte sie dem Manne zu, so daß er folgen mußte.

Sie schlüchelte mit verhaltenem Atem die Treppen hinan. Angstlich spähte der Mann nach den Zuglöchern in den Türen. In jedem sah er ein Auge, ein lauerndes, höhnisches, das ihn tödlich in den Rücken stach. Dem alten Manne zitterten die Knie vor Erregung. Standfest hatte er bisher auf seinem Posten verharrt. Er wußte stets, was er war im großen Getriebe. Aber nun ging er auf Zehenspitzen, wie ein Dieb, ein Mordmörder, und fühlte sich Spießruten laufen unter ungeesehenen Späherblicken.

(Fortsetzung folgt)



Leckere Muffchen
Aufnahmen: E. Reinhardt

Salziges und Knuspriges

Der Mürbeteig. Wir sieben 250 Gramm Mehl auf ein Brett, zerbröckeln 125 Gramm Butter darauf und hacken diese Masse mit dem Messer, bis sie das Aussehen von Grütze hat. Wir machen eine Vertiefung in die Mitte, geben 5 Gramm Salz hinein und 0,1 Liter Wasser. Unter diesen sechs bis sieben Eßlöffeln Wasser kann auch ein Eßlöffel Essig sein, der den Teig besonders mürbe macht. Nachdem wir das Mehl mit der Flüssigkeit verrührt haben, kneten wir den Teig kurz mit leichter, kühler Hand, am besten nur mit den Fingerspitzen, bis er glatt ist und nicht mehr klebt. Zu langes Kneten macht ihn zähe. Zugedeckt, lassen wir ihn an kühlem Ort mindestens eine halbe Stunde ruhen, wenn wir wollen, auch die ganze Nacht hindurch. Zur Wandlung des Geschmacks können wir, wenn es uns beliebt, einem kleinen Teil des Teigs etwas Kümmel beifügen oder auch etwas geriebenen Käse, auch eine Mischung verschiedener Käsesorten — es eignen sich dazu würzige Sorten wie Schweizer, Parmesan, Chester, Roquefort.

Aus diesem Grundteig bilden wir nun allerhand Gutes. Wir rollen ihn recht dünn — messerrückendick — aus, stechen Dreiecke, Quadrate oder mit einer Tasse runde Flecke aus, durchstechen sie ganz dicht mit der Gabel, verzieren auch die Ranten durch Aufdrücken der Gabelzinkenenden, bestreichen sie mit durch etwas Milch verdünntem, zerquirtem Ei und backen sie in sehr guter Hitze bei 225 bis 250 Grad Celsius zu hellgelben Knusperchen. Nehmen wir anstatt Weizenmehl Roggenvollmehl, so erhalten wir ganz ausgezeichnetes Ruckebrot. Am schnellsten geht es, wenn wir den ausgerollten Teig in große, verschobene Vierecke teilen und diese der Länge nach mit einer Gabel einritzen.

Gefüllte Muffchen sind von Kennern heißbegehrt, ja, heiß begehrt, denn die bereits versammelte Teegeellschaft will sie unbedingt warm aufgetischt haben. Wir rollen den Grundteig in 10 mal 12 Zentimeter große Rechtecke aus, die wir mit Käsefüllung derart bestreichen, daß an allen Seiten die mit Wasser zu bepinselnden Ränder frei bleiben. Wir rollen die Rechtecke, drücken die Enden zusammen, daß kleine Muffchen entstehen, bestreichen mit zerquirtem Eigelb, backen in guter Hitze hellbraun und richten sie sofort warm an. Wir füllen mit folgender Käsecreme: Aus 40 Gramm Butter, 80 Gramm Mehl, einem halben Teelöffel Salz und ein Fünftelliter Milch kochen wir eine dicke Tunka, bis sie sich vom Topf löst, und vermischen diese mit einer Prise Mustardblüte, drei zerquirten Eiern und 75 Gramm geriebenem Käse. Die gleiche Käsecreme können wir auch in kleine Rüstchen füllen. Wir füttern mit rund ausgestochenen Teigstückchen kleine, vorbereitete Formchen, füllen diese bis 1 Zentimeter unter dem Teigrand mit Creme und backen sie bei Unterhitze schön goldgelb.

Vorzüglich eignet sich zu kleinem Kümmelgebäck auch der Hefemürbeteig, der wie Mürbeteig und nicht nach Art des Hefeteigs gemischt wird. Wir mischen 250 Gramm Mehl mit 125 Gramm Butter und verkneten diese Masse mit 15 Gramm in drei Eßlöffeln lauer Milch und einer Messerspitze Salz aufgelöster Hefe. Wir formen und backen unverzüglich, ohne das Gebäck vorher aufgehen zu lassen. Wir machen aus dem Teig eine kleine Rolle, von der wir wieder Scheiben abschneiden und kleinfingerdicke Röllchen formen. Aus diesen lassen wir Brezeln, Fragezeichen, Schnecken, einfache und verschlungene Stangen, Böpschen oder Kränzchen erstehen, bestreichen sie mit Ei, bestreuen mit Kümmel und backen in sehr heißem Ofen.

Else Reinhardt

Allerhand Kümmelgebäck

Viel Winterluft für Kinder

Kinder sollen täglich an die Winterluft. Der gute Rat eines Arztes sagt, daß der Kältegrad doppelt so groß sein darf wie das Alter des Kindes. So darf z. B. ein halbjähriges Kind bis zu einem Grad Kälte an die Luft, ein einjähriges Kind bis zu zwei Grad usw. Ein abgehärtetes, kräftiges Kind kann jedoch bei größerer Kälte hinausgelassen werden. Vor allem achte man auf eine zweckmäßige Kleidung. Besonders in den Nacken dringen Wind und Kälte herein, darum achte man darauf, daß zwischen dem unteren Mützenrand und dem Halskragen des Mäntelchens kein Zwischenraum bleibt. Immer den Mantelkragen hoch schließen! — Praktisch ist es, die Lenkstange des Kinderwagens mit fester Wolle zum umhäkeln, man schützt dadurch die Hände der Mutter.

Mittel gegen Nasenbluten

Gegen Nasenbluten ist in Japan ein ebenso einfaches wie in seiner Wirkung verblüffendes Mittel gebräuchlich. Ein leichtes Klopfen mit der Handkante auf die Nackenpartie unterhalb des Haaransatzes hat innerhalb weniger Sekunden ein Aufhören der Blutung zur Folge.

Angelaufene Nickelgeräte

Wußten Sie schon, daß es ein einfaches Mittel gibt, um Nickelgeräte von Schmutzflecken und den häßlichen „Anlaufstellen“ zu befreien? Dazu bedarf es lediglich eines weichen Radiergummis, mit dessen Hilfe man die bemängelten Flecke abradert. Wo ein weicher Radiergummi nicht ausreicht, muß man zu dem sogenannten Tinten-Radiergummi Zuflucht nehmen.

Altes oder junges Huhn?

Bei Einkauf von Geflügel sollte jede Hausfrau wissen, ob sie altes oder junges Geflügel zum Kauf angeboten bekommt. Der Unterschied zwischen einem alten und jungen Tier läßt sich leicht erkennen. Besonders die Beine sind ein gutes Erkennungszeichendes Alters; die Beine z. B. von jungen Hühnern sind fein-beschuppt, mit mehr oder weniger spitzen Krallen, und meist von hellerer Farbe, während die Beine alter Hühner rauhe Deckschuppen und stumpfe, schon stark abgenutzte Krallen haben. Der Kamm junger Hühner sieht meist fleischfarben und frischer aus als der stark entwickelte Kamm alter Hühner. Durch Brechen der Knochen ist bei allem Geflügel das Alter festzustellen. Bei jungen Tieren sind stark knorpelige Knochenstücke sehr nachgiebig. Bricht man beim festen Zugreifen einen Knochen, so hört man beim alten Tier ein deutliches Knacken, beim jungen Tier erfolgt dies fast ohne Geräusch.



Heize mit Verstand



Hausarbeit gilt zu Unrecht als ungeistige Arbeit. Man kann sie freilich auch ohne Überlegung ausführen, aber nur auf Kosten ihres Wirkungsgrades — also in unzulänglicher Weise. Das tritt beim Heizen deutlich in die Erscheinung; immer wieder müssen

sich die Hausfrauen und ihre Hilfspersonen, die Hausgehilfinnen, vorwerfen lassen, daß nur ein geringer Prozentsatz des verfeuerten Brennstoffs ausgenutzt wird, die zum Fenster oder Schornstein hinaus entweichenden Wärmemengen aber Milliardenwerte darstellen. Es ist sowohl privat- als auch volkswirtschaftlich von allergrößtem Belang, diesen Fehler zu vermeiden. Daß beim Eintreten der Heizperiode für die Betriebsbereitschaft der Heizanlagen vorgesorgt worden sein muß, versteht sich von selbst. Wo der Töpfermeister nicht rechtzeitig damit beauftragt wurde, gelockerte Ofentüren und andere Undichtigkeiten fachmännisch zu beseitigen, auch die Wandungen der Öfen von Ruß und Asche, diesen schlechten Wärmeleitern zu befreien, wird täglicher Ärger über ungenügende Zimmererwärmung trotz reichlichen Brennstoffverbrauchs kaum zu vermeiden sein. Jede verständige Hausfrau weiß das — und beugt dem vor; weiß sie doch, daß sie ohnehin manche Unterlassungssünden anderer Leute als Schicksal hinzunehmen hat.

Der Kachelofen,

der keinen Rost aufweist, auch nicht auf Füßen und in gewissem Abstände von der Wand steht, wie es die neuzeitlichen Heizungstechniker empfehlen, und das weit ausladende Gesims des Ofens, das sich der aufwärtsströmenden Luft entgegenstellt, muß man oft genug in Kauf nehmen. Um so wichtiger erscheint die Beseitigung leicht abstellbarer Schäden, beispielsweise die Abdichtung von Ritzen an Türen und Fenstern, der Ersatz gesprungener Scheiben; Nutzen bringt auch an Einfachfenstern die Anbringung einer doppelten Verglasung, deren Fehlen die Heizleistung des Ofens um 15—20 Prozent zu verringern pflegt. Die Mengen der benötigten Brennstoffe richten sich nach System und Beschaffenheit des Ofens, sowie nach der Größe des zu heizenden Raums und dessen Lage, ferner nach der Außentemperatur und der verlangten Zimmerwärme, die in unseren Wohnräumen 17—19 Grad Celsius betragen soll, in Arbeitsräumen und Werkstätten je nach der Beschäftigung zwischen 10 und 17 Grad liegen kann. Im Schlafzimmer Erwachsener sind 14 bis 16 Grad ausreichend, Kinderzimmer müssen etwas wärmer sein, auch kranke Menschen brauchen eine höhere Zimmertemperatur, etwa 16—20 Grad. Ein vollkommen ausgekühlter Raum braucht selbstverständlich das Mehrfache des durchschnittlichen Tagesbedarfs an Brennstoff, den ein fortlaufend bewohnter Raum zur Ergänzung des innerhalb 24 Stunden erlittenen Wärmeverlustes beansprucht. Darum empfiehlt es sich, ein

6 Mündtücher ergeben ein Tischtuch

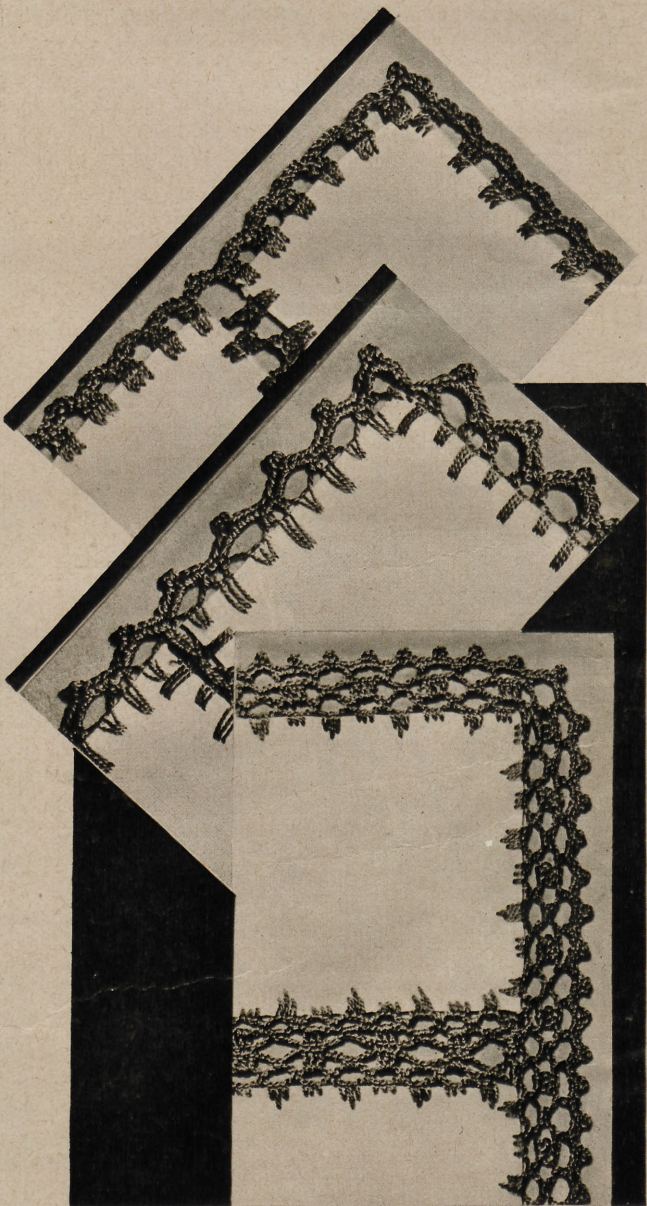
Eine Anregung von Loni Wagner * Mit Aufnahmen von Cläre Sonderhoff

Von farbigen Kaffeegedecken liegen vielfach die Mündtücher unbenutzt oder nur selten gewaschen im Schrank. Man kann gelegentlich auch billige fertige Servietten aus Feinen mit Kunstseide oder aus Kunstseide mit Damastmusterung kaufen. Da läßt sich leicht mit einem in der Farbe passenden Garn, mit einem ausdrucksvollen Stich solch ein Mündtuch umhäkeln. Beim Zusammenfügen der einzelnen kleinen Deckchen kann man mit einem abweichenden Garn noch eine hübsche Farbwirkung erzielen, eine zu dem Häkelmuster passende Kante umrandet die ganze Decke. Auch Reste von Dekorationsstoffen in Künstlermustern eignen sich sehr gut dafür. Man schneidet selbst die Quadrate, säumt sie ein und bestickt oder behäkelt sie dann. In jedem Falle wähle man indanthrenfarbene Stoffe und waschfestes Häkelgarn. Es ist ratsam, farbiges Häkelgarn vor dem Verarbeiten durch heißes Wasser zu ziehen, damit der überflüssige Farbstoff ausgespült wird und nicht bei der ersten Wäsche in die helleren Stoffe eindringt.

Häkelmuster Nr. 1. Bei dieser Häkeltechnik verbindet man sofort 2 Deckchen miteinander. 3 Stäbchen werden dicht nebeneinander gehäkelt, ungefähr ½ cm breit in den Stoff greifend, 1 Luftmasche, dann die Arbeit wenden und in die zweite Decke ebenfalls 3 Stäbchen in gleicher Weise arbeiten, 1 Luftmasche, wenden, wieder 3 Stäbchen in die erste Decke und so fort. Die Stäbchengruppen liegen sich nun verflochten gegenüber. Die einzelnen Stäbchengruppen liegen 1 cm weit entfernt voneinander. Zur Kante arbeitet man ebenfalls 3 Stäbchen nebeneinander, 3 Luftmassen, wieder 3 Stäbchen, 3 Luftmassen und so fort. Als letzte Tour arbeitet man um die 3 Luftmassen 2 feste Maschen, 3 Luftmassen, 2 feste Maschen, dann wieder 2 feste Maschen, 3 Luftmassen, 2 feste Maschen, so daß sich ein kleiner Bogen ergibt.

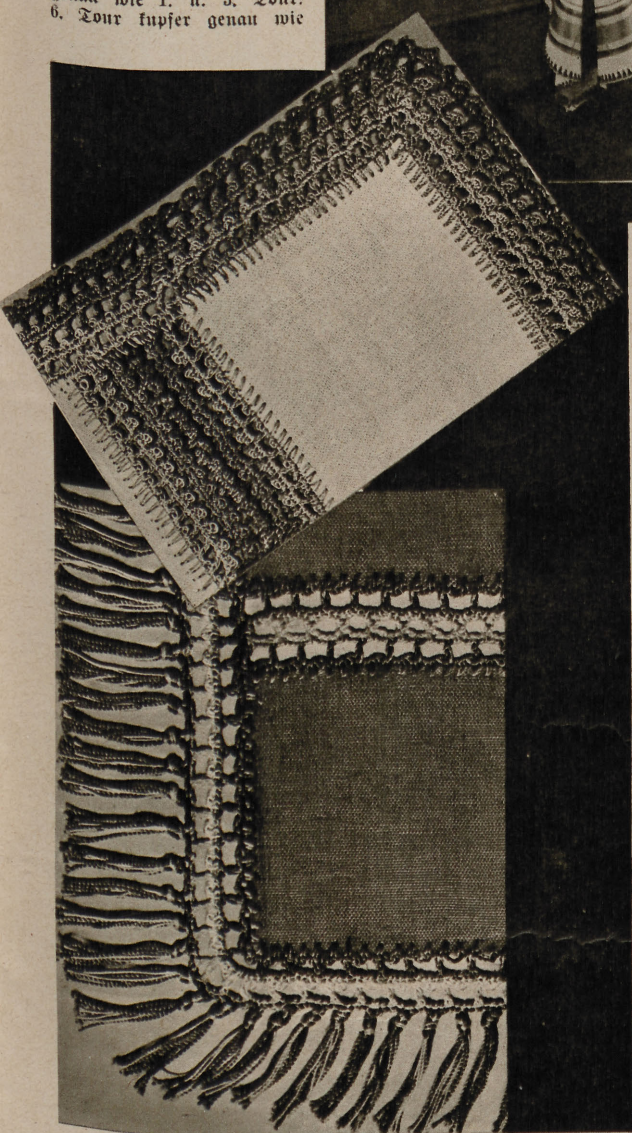
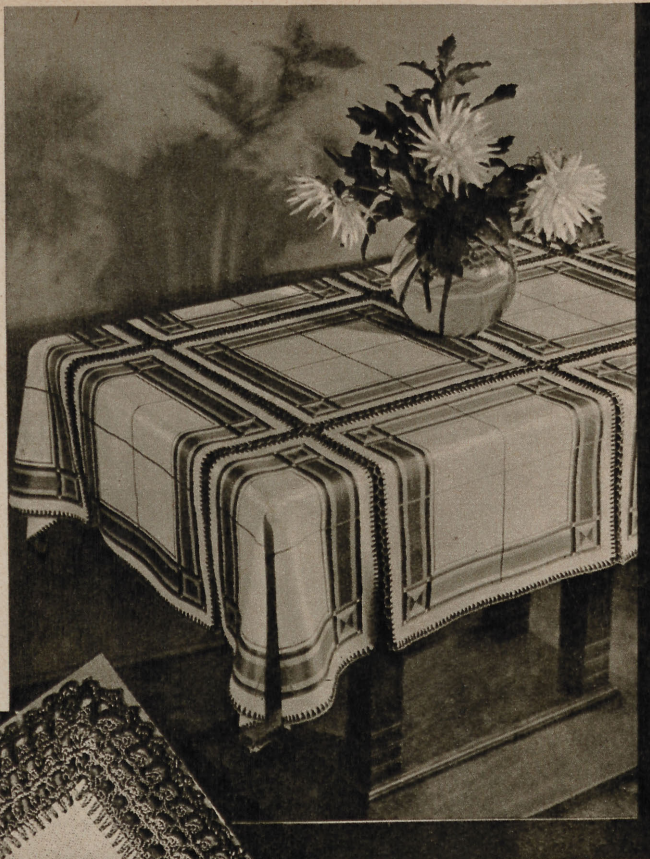
Häkelmuster Nr. 2. Die Decken werden erst mit der Nähnadel in Kettenstich geschürzt. 3 Stiche, dicht nebeneinanderliegend ½ cm hoch, 1 cm Abstand, 3 Stiche nebeneinanderliegend 1 cm hoch, gleicher Abstand, 3 Stiche ½ cm hoch, 3 Stiche 1 cm hoch und so fort. Zwei mit Schürzstich eingefasste Decken werden zusammengehäkelt, indem man 3 Luftmassen häkelt und mit der festen Masche die beiden Fäden zusammenfaßt. 3 Luftmassen, 1 feste Masche zum Zusammengreifen, 3 Luftmassen, 1 feste Masche und so fort. Zur Außenkante häkelt man 5 Luftmassen und faßt mit einer festen Masche den Schürzstich zwischen den beiden Stichgruppen. Dann 2 Luftmassen, 1 feste Masche in den nächsten Schürzstich, immer zwischen den Stichgruppen. Bei der nächsten Tour arbeitet man in den großen Bogen 3 feste Maschen, 3 Luftmassen und nochmals 3 feste Maschen. 1 feste Masche in den kleinen Bogen, 3 feste Maschen, 3 Luftmassen, 3 feste Maschen in den großen Bogen, 1 feste Masche in den kleinen Bogen und so fort. Durch die 3 Luftmassen inmitten des großen Bogens entsteht ein Pitot.

Häkelmuster Nr. 3. In Abständen von 1 cm arbeitet man in die Deckchen Maschengruppen von je 3 Maschen. 1. Gruppe: ½ cm lange Maschen, 2. Gruppe: 1 cm lange Maschen. Die mittlere von den 1 cm langen Maschen ragt als Spitze etwas aus der Gruppe heraus. Die einzelnen Gruppen werden durch 3 Luftmassen voneinander getrennt. Als 2. Tour: 1 feste Masche, 5 Luftmassen, 1 feste Masche in die unteren 3 Luftmassen, 5 Luftmassen, 1 feste Masche usw. 3. Tour: 1 feste Masche, 3 Luftmassen. 3 Stäbchen in den unterliegenden Bogen, 3 Luftmassen, 2 feste Maschen in den folgenden unterliegenden Bogen, 3 Luftmassen, 3 Stäbchen in den Bogen, 3 Luftmassen, 2 feste Maschen in den Bogen usw. Bei der ersten Decke ist diese 3. Tour die Schlußreihe, bei der entgegengesetzten Decke wird bei der 3. Tour beim Arbeiten der Stäbchen die entgegengesetzte Stäbchengruppe der anderen Decke gleich mit angehäkelt, so daß eine Verbindung der beiden Decken geschaffen ist. Die Außenkante wird in gleicher Weise gearbeitet. Als 4. Tour folgt hier eine Reihe, die aus 3 Luftmassenbogen besteht. Also: 5 Luftmassen, 1 feste Masche



usw. Letzte Tour: 2 feste Maschen, 3 Luftmaschen (bilden 1 Pifot) 2 Luftmaschen in jedem Bogen.

Häkelmuster Nr. 4 mehrfarbig. In gleicher Höhe arbeitet man durch den Stoff dicht nebeneinanderliegende Stiche. 1. Tour: lachsfarben, 1 feste Masche, 1 Luftmasche, 1 feste Masche, 3 Luftmaschen (Pifot). Dann, 1 feste Masche, 1 Luftmasche, 1 feste Masche, drei Luftmaschen (Pifot) usw. Bei den dicht nebeneinanderliegenden Stichen ergeben die 3 Luftmaschen stets ein Pifot. 2. Tour: 1 Stäbchen auf die einzelne unterliegende Luftmasche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen auf die nächste unterliegende Luftmasche, 3 Luftmaschen, ein Stäbchen usw. lachsfarben. 3. Tour lachsfarben genau wie erste Tour. 4. Tour taubenblau genau wie zweite Tour. 5. Tour taubenblau genau wie 1. u. 3. Tour. 6. Tour kupfer genau wie



2. u. 4. Tour. Hat man beide Decken bis zu der kupfernen Tour gearbeitet, so verbindet man sie mit einer aufliegenden Pifotreihe kupferfarben mit einander durch 3 Luftmaschen, 1 feste Masche, drei Luftmaschen, 1 feste Masche usw. Durch die enge Folge der festen Maschen bilden sich auch hier mit den 3 Luftmaschen die Pifots. Die Spitze zur Außeneinfassung wird in gleicher Weise gearbeitet und kann durch weitere Touren entsprechend verbreitert werden.

Häkelmuster Nr. 5, zweifarbig. In $\frac{1}{2}$ cm Höhe arbeitet man 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche, 1 Luftmasche, 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche, 1 Luftmasche usw. Die Abstände der Stiche sind ungefähr $\frac{1}{2}$ cm gleich weit voneinander, da die 3 Luftmaschen ein kleines Pifot bilden. 2. Tour: 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen usw. Das Stäbchen greift stets in die unterliegende einzelne Luftmasche, und so übergeht man mit den 3 Luftmaschen das unterliegende Pifot. 3. Tour: Abfahfarbe. 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche in den unterliegenden Bogen. Mit 1 Luftmasche übergeht man das unterliegende Stäbchen, dann wieder 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 feste Masche in den unterliegenden Bogen, mit 1 Luftmasche das Stäbchen übergehen usw. Bei der entgegengesetzten Seite arbeitet man bei der 3. Tour nur 1 feste Masche, 1 Luftmasche, eine feste Masche in den großen Bogen. Mit der Luftmasche, die

zwischen den beiden festen Maschen liegt, greift man in den Luftmaschenbogen der anderen Decke und stellt somit eine Verbindung her, die wie eine hübsche Lochtour wirkt. Bei der Spitze wird genau so gearbeitet, nur wird die 4. Tour genau wie die 2. zugefügt. Eine letzte 5. Tour besteht aus 1 festen Masche, 3 Luftmaschen, 1 festen Masche in den unterliegenden Bogen, so daß sich kleine Pifots bilden. In die Pifots knüpft man eine Franse aus 6 cm langen Fäden. Es müssen nicht immer nur Pifots sein, mit denen man eine Decke umhäkelt —, man kann auch bei den Mustern etwas Phantasie entwickeln, denn gerade die Tischdecke, die weiter keine Handarbeit erfordert, hat Anspruch auf eine recht liebevolle Behandlung mit dem Häkelhaken. Die Quadrate werden bei geschnittenem Stoff vor dem Behäkeln eingefäumt, Schnittanten legt man auch um, da sie sonst zu flach werden.

Zimmer, das für einige Tage unbenutzt bleiben soll, dennoch schwach zu heizen, um der völligen Auskühlung vorzubeugen, die übrigens auch den benachbarten Zimmern abträglich wäre.



Brennstoff

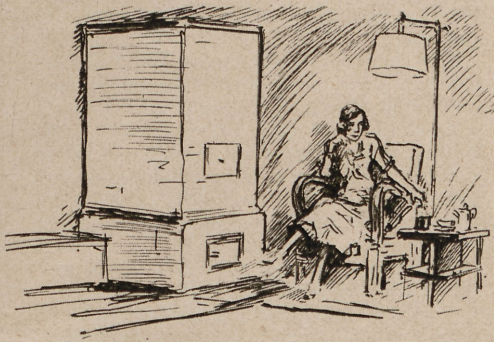
Wie der Preis der Brennstoffe so ist auch ihr Heizwert verschieden, nämlich diejenige Wärmemenge, die bei Verbrennung von einem Kilogramm Feuerungsmaterial frei wird. Es läge freilich nahe, den in dieser Hinsicht preiswürdigsten Stoff vor allen anderen zu bevorzugen; doch sind uns in dieser Hinsicht Schranken gezogen, da nicht jeder Ofen jeden beliebigen Brennstoff verträgt. Man soll die Brennstoffe zerkleinert verheizen: Holz und Torf in Faustgröße, Kohlen in Eigröße, so lautet die Regel. Damit sich die richtige Temperatur entwickelt, müssen die Roste gut belegt sein; um das täglich Feueranmachen zu ersparen, kann man beim Schließen des Ofens die Glut mit Asche bedecken, sie hält sich dann bis zum anderen Morgen. Dieselbe Wirkung erzielt ein in Zeitungspapier gewickeltes, einzelnes Brikett, das man am Abend nachlegt. Man soll während des Brandes nicht von oben her in der Glut stochern oder diese umrühren; bei Planrostfeuerung schiebe man, um nachzulegen, die Glut in der Richtung des Feuerzugs beiseite; Kleinkohle lege man in Streifen auf die Glut; würde diese davon überdeckt, so bestände Explosionsgefahr!

Füllöfen

verlangen eine verschiedenartige Behandlung in der Feuerung je nach Material und System. Also halte man sich streng an die Gebrauchsvorschriften, die den einzelnen Öfen beigegeben sind. Liegt der Abzug für die Heizgase unten am Rost, so muß jedes Feuerungsmaterial von unten her entflammt, von oben aufgefüllt werden, andernfalls zündet man Kohle von oben aus an.

Die Regulierung der Zugstärke

ist gleichfalls von großer Wichtigkeit; um sie nachzuprüfen, halte man eine brennende Kerze vor die Feuertür. Sie erlischt, wenn der Zug zu stark, verharrt unbeweglich, wenn er zu schwach ist. Neigt sie sich dagegen der Feuertür zu, so ist alles in Ordnung, und der Fachmann braucht nicht bemüht zu werden.



Wer an kalten Händen und Füßen leidet,

kann dieses lästige Übel durch Wechselbäder mit Frottieren, Schwitzbädern, Klopfen und Massieren von Händen und Füßen, Barfußlaufen im Sommer, kühle Waschungen des Morgens und vor allem durch eiweißarme Diät bekämpfen.

Unser Gehör wird schlechter

Nach einer unlängst veröffentlichten Statistik aus Amerika sind von den 200 Millionen der Gesamtbevölkerung der Staaten mehr als 50 Prozent schwerhörig. Infolge des anhaltenden Lärms in industriellen Betrieben wurden in Einzelfällen bis zu 80 Prozent der Beschäftigten als schwerhörig festgestellt. Die Untersuchungen wurden auch an Schulkindern durchgeführt, wobei sich zeigte, daß auch bei den Kindern die Hörempfindlichkeit dauernd zurückgeht. Die Arbeit der Ohrenspezial- und Schulärzte wird neuerdings ganz bedeutend erleichtert durch die Verwendung elektrischer Gehör-Prüfungseinrichtungen, die, im Grunde genommen, Apparate für die Untersuchung von Mikrofonen sind, die man jetzt einfach auf die Ohrenuntersuchung anwendet.

Gehörfehler äußern sich entweder in einer Einengung des durch das Ohr wahrgenommenen Frequenzbandes oder in der Verminderung des Unterscheidungsvermögens von verschiedenen Tonhöhen und Tonstärken oder schließlich — und dieser Fall ist der häufigste — in einer Veränderung der Reizschwelle des Gehörs. Der erste Fall ist am häufigsten bei früheren Generationen als Alterserscheinung festgestellt worden. Ganz hohe Töne, etwa von 12 000 Schwingungen in der Sekunde an aufwärts, kann man von einem gewissen Alter ab nicht mehr wahrnehmen. Die Amerikaner aber haben bei ihren Messungen an drei Millionen Schulkindern die betrübliche Feststellung gemacht, daß diese Hörverminderung auch schon bei den Kindern nachgewiesen werden kann. Der durchschnittliche Verlust an Hörfähigkeit der feinen hohen Töne beträgt bereits 30 Prozent — ja, ein erschreckend großer Teil der Kinder konnte Töne über 10 000 Schwingungen in der Sekunde überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Ähnliche Verhältnisse liegen bei dem Unterscheidungsvermögen von Tönen verschiedener Höhe im mittleren Hörbereich vor. Während die frühere Generation noch Tonhöhenunterschiede von einigen zehn Schwingungen in der Sekunde sehr genau wahrnahm, zeigten die Messungen an den Schulkindern, daß die Hörschärfe so stark nachgelassen hat, daß kaum noch musikalische Halbtöne sicher voneinander unterschieden werden können. Die Hörschwelle schließlich (nämlich die geringste wahrnehmbare Schallstärke) ist gleichfalls im Ansteigen begriffen.

Die genauen Messungen sind heute deswegen so einwandfrei durchführbar, weil für Radiomikrophone durchgebildete elektrische Apparate eingesetzt werden können, die jeden Ton vom aller-tiefsten Baß bis zum allerhöchsten Sopran technisch einwandfrei auf elektrischem Wege herstellen und darüber hinaus die Tonstärke in den allerfeinsten Stufen den Erfordernissen der Gehörprüfung anpassen können.

Es wäre sehr fesselnd und aufschlußreich, wenn auch in den deutschen Schulen derartige Untersuchungen auf breiter Grundlage durchgeführt würden; denn es scheint höchste Zeit zu sein, daß man dem Niedergang der Hörfähigkeit des Volkes steuert, der gleichzeitig ein Niedergang unserer Musik-Kultur sein muß, wie schon ein Seitenblick auf den Stand der Volksmusikpflege, der Tanz- und Unterhaltungsmusik zeigt.

Für Schule und Haus



Das Festkleidchen aus pastellfarbener Seide ist am Ausschnitt fein gesmockt und mit reicher Säumchennäherei verziert



Der praktische Overall mit Reißverschluß und schwedischen Strickmanschetten und Kragen ist für Kinder unentbehrlich



Modelle:
Emma Bette, Berlin

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff

Links: Apartes
Hängekleidchen aus
Wolle mit leichter
Stickerei



Feinkarierte Waschseide wurde zu dem hübschen Kleidchen verwendet. Die gezogene Randpasse schließt mit einer Battistgarnitur ab

Modelle: Hamburger Kinderstube

Links: Schulkleid aus Flanell in Hängerform mit weißen Piqueaufschlägen

Unten links: Kariertter Flanell wurde zu dem flotten Kleidchen verwendet. Manschetten und Kragen sind abknüpfbar, darunter passendes Schlupfhüschen



Ganz rechts: Mittelblauer Mädchenmantel aus weicher Velours-Wolle mit kleiner Pelzkrawatte zum Durchstecken bei geschlossenem Kragen

Modell:
Emma Bette, Berlin



Seit wann essen wir mit der linken Hand?

Das Messer in der Rechten zu halten und die Speisen mit der Gabel in der Linken zum Munde zu führen, ist heute so allgemeine Regel, daß man es sich anders gar nicht mehr vorstellen kann. Nur Suppen und Speisen, auch gewisse lockere Fleischgerichte, wie Bouletten, ißt man noch mit der Rechten, aber gerade beim Hauptgericht, dem Braten, regiert die Linke. Darin liegt, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, der Bruch mit einer jahrtausendelangen Tradition: auf den ältesten ägyptischen Bildern ebenso wie an griechischen und römischen Plastiken können wir feststellen, daß man immer nur die Rechte gebrauchte; ja bei Mohammed war das sogar religiöses Gebot, und noch heute gilt bei einer Reihe arabischer Völker das Essen mit der Linken als Sünde.

Um so sonderbarer muß erscheinen, daß das moderne Europa mit dieser ehrwürdigen Tradition gebrochen hat. Diese Neuerung ist in der Tat ziemlich jung; sie kam erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf und stammt, wie verlautet, aus dem Westen Amerikas. Noch um 1870 galt sie als sicheres Mittel, den reisenden Engländer vom Amerikaner zu unterscheiden: jener gebrauchte ausschließlich die Rechte, während dieser den Speisen mit beiden Händen zu Leibe ging. Am schnellsten bürgerte sich die neue Sitte — oder Unsitte, wie man sie zuerst nannte — in Deutschland ein; Franzosen, die nach 1870 unser Land bereisten, waren erstaunt, daß man hier überall mit der Linken aß. Aber obwohl sie zunächst darüber spöttelten, eroberte sich der neue Brauch binnen wenigen Jahren auch Frankreich und England, und heute regiert er die ganze Welt.

Warum man nun plötzlich mit der Tradition von Jahrtausenden brach, wird verschiedenes erklärt. In den Zeitschriften der siebziger Jahre heißt es, daß die neue Sitte der amerikanischen Hast entsprungen sei; man habe bei der Jagd nach dem Dollar nicht mehr Zeit gehabt, die Speisen erst zu schneiden und dann zu essen. Entscheidender aber ist wohl ein anderer Umstand, der Siegeszug der Gabel, den diese im 17., 18. Jahrhundert begonnen und etwa um 1800 vollendet hatte. Damit war das entscheidende Neue gegeben, daß man für ein und dieselbe Speise zwei Instrumente besaß; und gebrauchte man sie zunächst auch nacheinander mit der gleichen Hand, so war doch ihre Aufteilung zwischen beiden Händen nur eine Frage der Zeit. In Amerika, dem Land ohne Tradition, zog man diese Konsequenz zuerst, und es ist begreiflich, daß dabei das Messer in die geschicktere und kräftigere Rechte, die Gabel aber, und damit das eigentliche Essen, an die Linke kam. Auch diese Neuerung ist also — wie schon früher Kartoffel und Tabak — ein spätes Geschenk Amerikas.

Gegen Migräne — Zitronensaft

Gegen den unangenehmen Plagegeist Migräne hilft bei vielen Menschen — vor allem, wenn es sich um eine sogenannte Magen-Migräne handelt — ein Eßlöffel reiner Zitronensaft.

Petroleum

ist ein gutes und unschädliches Reinigungsmittel für Wachs- und Wachstuch; man kann damit unbedenklich Flecke aus Wachs- und Wachstuch entfernen.



Barszene aus dem neuen Universalfilm „Glück über Nacht“ mit Anny Markart, Hermann Thimig, Magda Schneider, Paul Otto



Von Bühne und Film



Lilian Harveys Abschied von Deutschland

Die Abreise des weltberühmten deutschen Ufastars nach Hollywood gestaltete sich zu einer sehr rührenden Szene
Aufn. Scherl



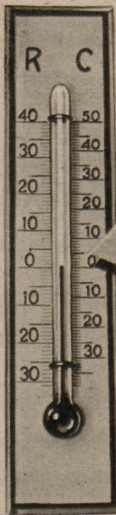
Jannings macht Maske

für die Rolle des Geheimrats Clausen in Gerhart Hauptmanns Drama „Vor Sonnenuntergang“ (Deutsches Volkstheater, Wien). Aufnahmen H. Casparius



Eskimos als Bühnenfiguren

Nach den verschiedenen Eskimofilmen hat nun der berühmte Eskimoforscher Peter Freuchen ein Drama „Osakrak“ aus dem Leben dieses nordischen Nomadenvolks geschaffen, das im Kgl. Theater in Kopenhagen zur Uraufführung gelangte
Aufn. Nordisk Pressefoto



Thermometer fällt - NIVEA-Verbrauch steigt

Aber Nivea ist preiswert und wirksam. Reiben Sie allabendlich Gesicht und Hände mit Nivea-Creme ein, dann können Wind und Wetter Ihrer Haut nicht schaden. Nivea-Creme erhält sie weich und geschmeidig und gibt jugendfrisches Aussehen.

Nivea-Creme ist Tages- und Nachtcreme zugleich. Sie dringt tief in die Haut ein und hinterläßt keinen Glanz.



Eine lange
ausreichende
Dose kostet

nur 24 Pf.

15, 24, 40, 54, 60 Pf. u. RM 1.-

Ja, ganze zehn Jahre NIVEA-KINDERSEIFE



Pflegen Sie die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes ganze 10 Jahre hindurch mit der nach besonderer ärztlicher Vorschrift hergestellten Nivea-Kinderseife. Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt Nivea-Kinderseife schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.
Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58

Damen mit besonders zartem, empfindlichem Teint benutzen gern Nivea-Kinderseife.



Willst Du nie erkältet sein - nimm Panflavin-!

Gothesan
klebt alles wasserfest

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften

Die selt. Sachs. 3 Pf. rot
Kat.-W. 1200.- können
Sie kostenl. erh. Näh. d.
meine Gratspreisliste.
Markenhaus Max Herbst, Hamburg 36 R.

Massenfänge

von Fuchs, Marder, Iltis, Fische,
Maulwurf, mit meinen Geheim-
mitteln. Gifte von
blitzartiger Wirk-
kung lieferbar. Kata-
loge und Fang-
geheimnisse kosten-
los. Sie staunen!

Kieferle Randegg 126, Baden.

Bei Verstopfung

RM.
1,25

chronischen Verdauungs-
beschwerden, Blähungen u.
Fettsucht verlangen Sie in
der Apotheke aber nur

H.W.M. Kräutertabletten 86

ca
90
Tabl.

vollkommen unschädlich, da
reines Naturprodukt. Best. a.
Pack. ersichtlich.

H. O. Albert Weber, Magdeburg.

Chlorodont Mundwasser

— hochkonzentriert —

ist von köstlichem Geschmack und erfrischend

wie die beliebte Chlorodont-Zahnpaste. Durch seinen hochprozentigen Gehalt an feinsten, teuersten Pfefferminzölen und Alkohol ist Chlorodont-Mundwasser **sehr ergiebig** und sparsam im Verbrauch, also **äußerst preiswert**. Es genügen 3 Spritzer für ein Glas Mundspülwasser. Machen Sie einen Versuch — Flasche 1 Mk. — und

Sie werden aus Überzeugung ständiger Verbraucher!

Verlangen Sie nur edt Chlorodont und weisen Sie jeden Ersatz dafür zurück.

Berufsberatung für die Frau

Medizinisch-technische Assistentin.

Ich bitte um Auskunft darüber, ob die Ausbildungs- und Zulassungs-vorschriften für diesen Beruf im ganzen Reich gleichlautend sind, bzw. um Angabe der verschiedenen Abweichungen. W. M., Danzig

Die Vorschriften für Ausbildung und Zulassung stimmen durchaus nicht überein, zeigen vielmehr vorläufig noch erhebliche Abweichungen. In Sachsen dauert die Ausbildung, einschließlich der praktischen Weiter-bildung, noch insgesamt zwei Jahre, wenn auch eine baldige Verlängerung (auf drei Jahre) geplant ist. Bayern stimmt mit Preußen in der Regelung überein, laut welcher die Laboratoriums- und Röntgenassistentin eine zweieinhalbjährige Ausbildung und eine halbjährige praktische Volontärszeit absolvieren muß; die Ausbildung zur Röntgen- oder Laboratoriums-Assistentin allein dauert eineinhalb Jahre und bedingt gleichfalls sechs Monate Volontärszeit. — Die gleichen Vorschriften gelten für Danzig und Posen. — Thüringen verlangt für die Voll-ausbildung zwei Jahre sechs Monate praktische Tätigkeit; Hamburg und Baden haben keine Röntgenausbildung und bemessen die der Labora-toriumsassistentin auf zwei Jahre. Württemberg hat nur Vollausbildung (zwei Jahre und ein halbes Jahr praktische Arbeit). Als Zulassungs-bedingung gilt mittlere Reife sowie Schreibmaschinen- und Kurseschrift-beherrschung; letztere wird auch in Hessen und Bayern gefordert. Hier und in den anderen Ländern wird ziemlich übereinstimmend Zeugnis-reife, Obersekundareife, mittlere Reife oder gleichwertige Bildung ge-fordert; in Hamburg neben der Obersekundareife der Oberbau einer Volksschule als ausreichende Vorbildung anerkannt. Hieraus werden Sie das für Sie in Betracht kommende entnehmen können.

Auslandspostition au pair

Zur Erlangung einer Position „au pair“ in England, Frankreich oder Italien erbitte ich Ihren Rat. Ich bin 33 Jahre, besitze Zeugnisreife, Hauswirtschaftssemnar, Handelsschule, bekleidete bis vor kurzem eine Stellung als Hausdame und Privatsekretärin; möchte meine Sprachkennt-nisse vervollständigen und zunächst nach Frankreich oder der Französischen Schweiz für diesen Zweck. Annoncen in der „Times“ und „Corriere della Sera“ hatten keinen Erfolg. Pariser Blätter nehmen keine Anzeigen von Deutschen auf, zwei römische Zeitungen schrieben mir dasselbe. Gibt es Frauenvereine, an welche ich mich wenden kann? Welche Blätter in der Französischen Schweiz kämen in Frage? P. S., Buchan i. B.

Um die geeigneten Schweizer Zeitungen zu erfahren, könnten Sie sich an eine Annoncen-Expedition in der nächsten größeren Stadt wenden. — Für die Vermittlung weiblicher Arbeitnehmer nach dem europäischen Aus-lande interessiert sich der Internat. Verein der Freundinnen junger Mäd-chen (München, Landwehrstr. 81) sowie der Nationalverein der Freun-dinnen junger Mädchen (Heidelberg, Werderstr. 72). — Schreiben Sie auch an das internat. Studentinnenheim in Paris, Boulevard St. Michel 93, oder an die „Unione nazionale italiana delle amiche della giovane“, Napoli, Arco Mirelli 30. — Daß die Ausichten für berufstätige Frauen im Auslande nicht günstig sind, dürfte Ihnen bekannt sein; solange Arbeitslosigkeit unter den eigenen Volksgenossen herrscht, gestattet kein Staat den Zuzug von Ausländern zwecks Erwerbstätigkeit. Es müßte schon ein ganz besonderer Zufall sein, der Ihnen die Verwirklichung Ihres Vorhabens unter den obwaltenden Umständen ermöglichte. Fragen Sie auch einmal beim Arbeitsamt in Stuttgart an, ob man Ihnen irgend-wie behilflich sein kann.

Tanzlehrerin

Ich möchte Tanzlehrerin werden; ist der Beruf rentabel oder schon über-füllt? Welches Mindestalter muß man dazu haben? Gibt es eine vier-monatige Ausbildung? Wo erfolgt sie und wie teuer? Von wem könnte man sich in Leipzig prüfen lassen, um zu erfahren, ob man sich überhaupt dazu eignet? Wird man später besser Kurse in der Großstadt oder Klein-stadt arrangieren? Kann man auch auf einigen Dörfern zusammen unter-richten? L. S., Leipzig.

Wir haben über den Beruf der Tanzlehrerin in S. 17 des Jahrgangs 1932 gesprochen; ergänzend bemerken wir, daß vier Monate für die Ausbildung nicht ganz genügen dürften, die Kurse sind auf sechs Monate berechnet. Ein Mindestalter ist nicht vorgeschrieben, doch muß bei noch nicht mündigen Personen das Einverständnis der Eltern oder ihrer gesetzlichen Vertreter für die Ausbildung vorliegen. Für die Eignungsprüfung gab uns ein Prä-sidialmitglied der „Sezession Moderner Tanzlehrer e. V.“ die Anschrift des Herrn Schröder, Leipzig N 22, Kleiststraße 6, pr., der vermutlich auch Ausbildungskurse veranstaltet; andernfalls können Sie diese in einer privaten Tanzschule Berlins erhalten. Vielleicht wenden Sie sich auch an Dir. Brandt, Leiter der „Dobbert-Schule“ für Bewegungskunst in Mar-burg/Lahn. Es empfiehlt sich, dort anzufragen, wo persönliche Beziehun-gen vorliegen, die für das Unternehmen förderlich sind. In der Groß-stadt ist von vornherein der Wettbewerb größer und der Aufwand für Reklame sehr beträchtlich. Es ist auch mit größeren Kosten für Miete usw. zu rechnen. Der Unterricht auf Dörfern kann unter Umständen sehr lohnend sein, wenn noch keine Tanzlehrerin selbst eingeführt ist, wenn man auf Empfehlung und Unterstützung der maßgebenden Persön-lichkeiten zählen kann und überhaupt die Möglichkeit vorliegt, in der Gegend festen Fuß zu fassen, was wiederum von allen möglichen Faktoren abhängt, die wir hier nicht mit allen einzelnen Angaben aufzählen können.

Diätischwester / Diätassistentin.

Sie brachten vor einiger Zeit Auskünfte über den Beruf der Diät-schwester; da mir das Heft abhanden gekommen ist, bitte ich nochmals um Bescheid hierüber, beziehungsweise um Angabe des Heftes, in wel-chem das Gewünschte zu finden ist. E. S., Reichenbach.

Die letzte Verunsicherung über Diätischwester bzw. -assistentin stand in Heft 27 des Jahrgangs 1932; ein orientierender Aufsatz ist in Heft 11 ver-öffentlicht worden. Inzwischen sind einige Ergänzungen nachzutragen, die sich auf den Beruf der „Diätischenleiterin“ beziehen. Man versteht darunter solche Kräfte, denen in Krankenhäusern und Sanatorien, auch in Kurhäusern, Hotels und auf Überseeedampfern die Leitung des Küchen-betriebs anvertraut und von denen vollkommene Beherrschung der Diätetik verlangt wird. Zwecks Vereinheitlichung der zu diesem Berufsziele führenden Ausbildung haben sich die führenden Diätetr-ischen Deutschlands zusammengeschlossen. Sie verlangen jetzt durchweg mittlere Reife als Vorbildung, sind aber bereit, in Ausnahmefällen davon abzuweichen. Dringend erwünscht ist auch der Besuch einer staatlich aner-kannten Frauen- oder Haushaltungsschule, unerlässlich der Nachweis selb-ständiger Beherrschung der bürgerlichen und feineren Küche. Erfahrung im Großbetrieb ist erwünscht, aber nicht Bedingung. Mindestalter für Eintritt in die Ausbildung 20 Jahre. Der diätetische Lehrgang dauert zwei Jahre, für staatlich geprüfte Krankenschwestern oder Haushaltungspfle-gerinnen ein Jahr und schließt mit Prüfung ab. Ausbildungsanstalten auf dieser Grundlage durch den Reichsverband der Beamtinnen und Fach-lehrerinnen in Haus, Garten und Landwirtschaft Berlin W 15, Bregenzter Straße 3.



Die Pfahlbauern

trieben schon Ackerbau. Sie pflanzten in erster Linie den Hafer. Er schenkte ihnen Kraft und Ausdauer in ihrem harten Daseinskampf. — Auch heute noch, nach 6000 Jahren, fehlt der Hafer in keiner Familie, die auf vernunft-gemäße Ernährung Wert legt. Ver-wenden auch Sie deshalb täglich die gute Kraftkost, die altbekannten



Knorr
Haferflocken

Grippe • Asthma • Katarrhe • Sodbrennen
Halsschmerzen • Husten • Heiserkeit

EMSER KRÄNCHEN,
QUELLSALZ, PASTILLEN

Vorbeugen, lindern, heilen
Rein natürl. u. echt nur mit Schutzmarke



Schade wäre es, wenn Sie gelungene Fotos anders als mit durchsichtigen **Transparol**-Ecken einreihen würden. Die einzige Foto-Ecke, die nur Vorteile hat. Jedes gute Fachgeschäft führt sie.

Gratismuster und Lieferantennachweis durch den Hersteller:
Hch. Hermann, Papierwarenl., Stuttgart-Wangen 106.

Silbenrätzel

baks — bes — brief — chen — dach — de — den — di
— e — ehr — ein — eis — fen — gai — ge — gen —
gi — gro — helm — heu — hi — i — i — il — in — ka
— ke — kol — le — lei — lie — lu — mahl — mi —
mi — na — na — not — on — rad — rei — ren — rhön
— sa — sie — schen — schön — schrek — send — stahl —
sto — ta — tau — ten — ter — ti — tri — um — wed —
wür — zap

Aus vorstehenden 61 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort aus Shakespeares „Romeo und Julia“ ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Festbeleuchtung, 2. gefräßiges Insekt, 3. Sportgerät, 4. Seeheld im Weltkrieg, 5. Name eines Sonntags, 6. Schuldverschreibung, 7. Ziertürröchen auf gotischen Bauten, 8. Klausnerwohnung, 9. Rauchgesellschaft Friedrich Wilhelms I., 10. Frostgebilde, 11. Vorfahr Christi, 12. geldliche Reserve, 13. Bezeichnung eines Geistlichen, 14. Rute, 15. Frontsoldatenbund, 16. Gartenblume, 17. Ränke, 18. Festessen unter Offizieren.

28932

Geschichtliches Doppelrätzel

a a a a, e e e e e, h, i i i i, l l l, m m m, n n n n n,
o o o o, p, r r r, s s s s, t t, u, w, z

Aus vorstehenden Buchstaben sind 11 vierbuchstellige Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

1. Verpackungsgewicht, 2. Erdformation, 3. Blasinstrument, 4. Gedicht, 5. Sprenggeschloß, 6. starker Strich, 7. Sinnesorgan, 8. Faserpflanze, 9. Sprachelement, 10. Burg von Jerusalem, 11. griechische Göttin.

Die richtig gefundenen Wörter sind durch Hinzufügen je eines Buchstaben und Umstellen der vorhandenen in Wörter folgender Bedeutung zu verwandeln:

1. französischer Revolutionär, 2. griechisches Heldengedicht, 3. ehemalige deutsche Festung, 4. Zeitmaß, 5. deutscher Seerführer im Weltkrieg, 6. Königin von Preußen, 7. jetzt dänische Ostseeinsel, 8. russischer Diktator, 9. Burg von London, 10. König von Sardinien, 11. sagenhafter Mitbegründer Roms.

Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen geschichtlichen Zeitabschnitt.

28936



Schütze,
nähre und pflege
die Haut
mit
Eukutol!

Für den Tag und bei normaler, wenig beanspruchter Haut:

Eukutol 3

die nicht fettende Hormon - Schönheitscreme, hauchdünn auftragen und sorgfältig verreiben. Halbe Tube RM. 0.45, ganze Tube RM. 0.90, elegante Glasdose RM. 2.15.

Für die Nacht und als Tagescreme bei trockener, spröder, stark beanspruchter Haut:

Eukutol 6

die fetthaltige Schutz-, Nähr- und Heilcreme, reichlich auf die gut getrocknete Haut auftragen. Große Dose RM. 0.60, kleinere Dose RM. 0.30.

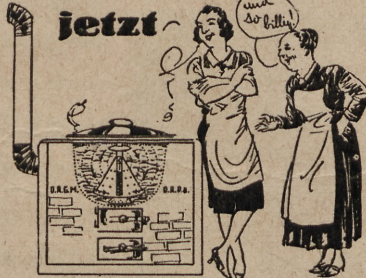
Denken Sie beim Einkauf auch an Trilysin!

BIOX-ULTRA die sparsame **ZAHPASTA** mit biologischer rein deutsche Sauerstoff-Wirkung

Für Wäsche und Haushalt:
Geßman-Geißelpulver



Der Waschtag
einst jetzt



CLEMENS KREHER, MARIENBERG/SA. Bahnhof
Alleinhersteller von „Lepidas“, D.R.P.a. D.R.G.M.
die kleinsten und billigsten Waschmaschinen der Zukunft!
Erhältlich in allen Fachgeschäften, sonst weise Bezugsquellen nach.

AMOL alt bewährt
bei Rheuma, Ischias, Kopf-,
Nerven- u. Erschlaffungsschmer-
zen, Ermüdung u. Strapazen
In Apotheken und Drogerien.

1 Dose, 3 Dose, 1 Ref., 5 Bitt.- u.
Rev.-Del, 18, 14 Dose, 400 Waff., 600 Spirit.

Nun hat ersie...



geheiratet!

„Heute kann ich es Dir sagen. Mich störten damals Deine blassen, eingefallenen Wangen und Deine Magerkeit —.“ Erst seitdem sie durch **Eta-Tragol-Bonbons** das blühende Aussehen und die runden Körperformen bekam, erregte sie die Bewunderung der Männer. — Durch Eta-Tragol-Bonbons läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10–30 Pfund erhöhen. Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden, die Büste vergrößert sich, Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz. Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schwächliche Aussehen einer vollen, ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut.

Schachtel 2.50 RM gegen Nachn. Zu beziehen von der
„ETA“ Chem.-techn. Fabrik,
Berlin-Pankow 135, Borkumstr. 2

Geographisches Umstellrätsel

Aus jedem der nachstehenden Wortpaare ist durch Umstellung und Verschmelzung der Buchstaben je ein neues Wort geographischer Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine türkische Stadt.

1. Kain — Liste spanische Landschaft,
2. Tor — Sau Stadt in Mähren,
3. Erg — Bruenn Stadt in Bayern,
4. Ill — Sen Badeort auf Rügen,
5. Augen — Trog Ort bei Tilsit (1812),
6. Nain — Meer vorderasiatische Landschaft,
7. Bonn — Erna Stadt in Frankreich,
8. Ritus — Tanne Bad in Oberbayern,
9. San — Lid Nordmeerinsel,
10. Neid — Roman französische Landschaft,
11. Ruben — Gold deutscher Freistaat,
12. Lust — Pia Berg in der Schweiz,
13. Uri — Rente alitalienische Landschaft,
14. Ring — Laden Stadt an der Newa. 28456

Patience

„Enterpe“ (1 Spiel zu 52)

Nr. 47

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten mit Farbenswang, fallend auf die Könige.

Ausführung: Die dem Spiel entnommenen Asse legt man in Längsreihe vor sich hin. Sodann legt man sofort den ganzen Block aus wie folgt: Links beginnend, legt man abwechselnd rechts und links der Asse je eine Längsreihe von vier offenen Karten aus, mit den Karten der folgenden Reihe — zur Nummerparnis — die äußere Hälfte der vorigen Reihe bedeckend. So bekommt man auf jeder Seite der Asse schließlich sechs Längsreihen zu je vier offenen Karten. Frei sind von diesen nur die acht äußeren Karten. Freie schichtbare Karten darf man sofort auf die Asse schichten. Um weitere solche freizumachen, darf man freie Karten an andere freie steigend, fallend, auch wechselnd steigend und fallend, mit Farbenwechsel anlegen. Wird eine Querreihe ganz verbraucht, so entsteht innen, nahe dem As, ein Freiplatz, den man mit einer beliebigen freien Karte belegen darf; an diese darf man wieder anlegen usw. Auf solche Weise muß man die vier Schichten vollenden können. 28954

Auflösungen aus Nr. 2

Karreekrästel: Der Narr wird nicht gepfluegt noch gesaet, weil er von selbst geraet. — 1. Schwert, 2. Franger, 3. Senegal, 4. Dentist, 5. Gobel, 6. Rotunde, 7. Genitiv, 8. Wuerfel, 9. Schaere. **Zitatensrästel:** Wer alles werden will, wird nie vollkommen werden. **Silbenrästel:** Drangsal ist der Kechheit Mutter. — 1. Dominikaner, 2. Meinetz, 3. Alumnat, 4. Neues Testament, 5. Gronau, 6. Stahlhelm, 7. Augustroß, 8. Lapislazuli, 9. Fronte, 10. Schneeschuh, 11. Tomahawk, 12. Duroc, 13. Enterpe, 14. Republik. **Magisches Kreuz:** 1. Speicher, 2. Weinheim, 3. Windrose, 4. Schrippe, 5. Theophil, 6. Beispiel.

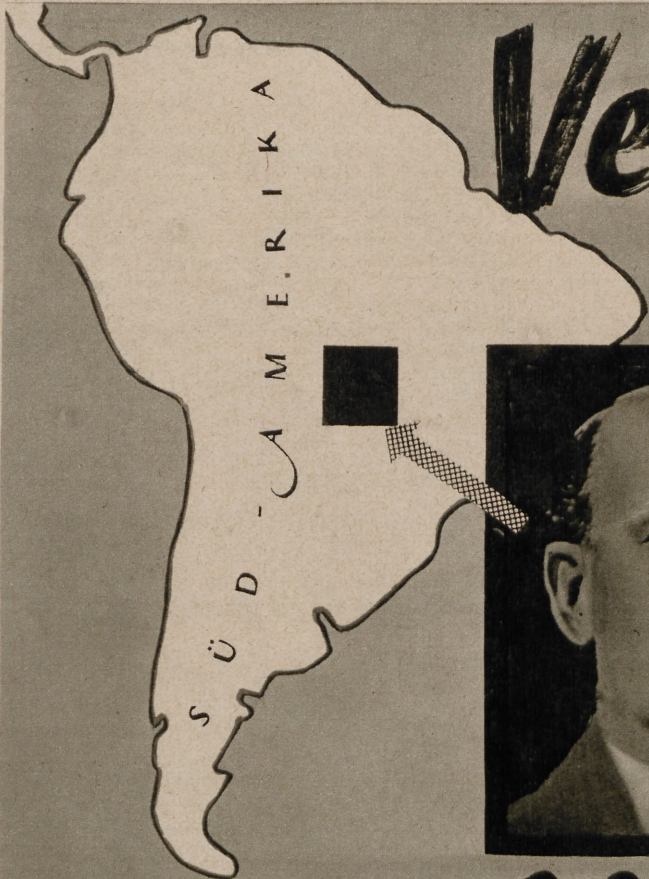
Pflege der Zimmerpalmen

Von Emil Gienapp

Die Pflege der Zimmerpalmen ist nicht umständlicher als bei den meisten übrigen Zimmerpflanzen. Zugender Nährboden, Luft und Licht sowie Reinlichkeit und angemessene Wärme sind auch ihre Lebensbedingungen. Die Palmen sollen deshalb ihren Platz möglichst in der Nähe eines Fensters erhalten, das im Winter ungehinderten Lichtzutritt gewährt, im Sommer aber durch Zuziehen der Gardinen Schutz gegen eine direkte Sonnenbestrahlung ermöglicht. Zur Erhaltung eines gleichmäßigen Wuchses müssen die Palmen nach allen Seiten freistehen und häufig mit der Lichtseite gedreht werden. So sehr die Palmen frische Luft vertragen, so schädlich ist ihnen Zugluft. Aus diesem Grunde ist es notwendig, beim Öffnen der Fenster die Palmen zu sichern und sie beim Großreinemachen ganz zu entfernen. Die größten Kulturfehler werden durch unaufmerksames Begießen begangen. Als Regel sollte hierbei der Grundsatz gelten, im Sommer täglich einmal abends, im Winter dagegen nur dann zu gießen, wenn Notwendigkeit vorliegt. Dies ist nur alle drei bis vier Tage oder in noch längeren Zwischenräumen der Fall. Immer aber nehme man sich zur Regel, lieber einmal weniger, aber gründlich zu begießen. Als Gießwasser ist Fluß- und Regenwasser am dienlichsten; Leitungswasser muß auf Zimmerwärme temperiert sein. Im Winter sollte alles Gießwasser auf 10—15 Grad erwärmt sein.

Im Sommer wird das Wachstum durch eine gelegentliche, aus aufgelöstem Rohdünger oder chemischen Präparaten hergestellte Düngergabe wesentlich gefördert, im Winter eine Düngung besser ganz unterlassen. Junge Palmenpflanzen werden alljährlich im Frühling, ältere nur alle zwei Jahre zur gleichen Zeit verpflanzt. Als Schädlinge sind Trips und Rote Spinne, Blattläuse, Schmierläuse und Schildläuse zu bekämpfen. Gegen die ersteren hilft viel frische Luft und Feuchthalten der Blätter durch Besprühen; auch gründliche Abwaschungen mit Seifenlauge und Nikotinfösungen sind wirksame Bekämpfungsmittel. Auch die grünen Blattläuse gehen durch diese Mittel leicht zugrunde.

Weit schwieriger lassen sich die Schmier- und Schildläuse vertreiben, da sie sich mit Vorliebe an den unzugänglichsten Stellen ansiedeln. Man muß sie einzeln absuchen und mit einem kleinen Holzstäbchen aus den Verstecken herausheben und zerdrücken. Gegen Regenwürmer oder kleine weiße Maden hilft ein Aufguß von Walnußblättern und Krokastanien; auch Begießen mit Salzwasser und auf 35 Grad erwärmtem Gießwasser treibt diese Würmer an die Oberfläche.



Verschollen

COLONEL FAWCETT

ging vor acht Jahren in den brasilianischen Urwald, den vor ihm noch keiner betreten hatte. Er wollte das sagenhafte Atlantis finden. Was ist aus ihm geworden? Das ungeklärte Schicksal des großen Forschers hat ein Dichter, Abenteurer und Urwaldkenner nachgestaltet.

Von allen deutschen Tageszeitungen berichtet jetzt darüber nur die

Nachtausgabe

Flaki, Fleck und Kutteln

Der Ruhm der Königsberger Kochkunst gipfelt in Klops und — mir wässert der Mund — in Fleck. Darm und Metz vom Rind, Schaf oder Kalb werden gereinigt gekaut und im Haushalt nochmals gründlich gefäulert. Etwa anhaftendes Fett wird abgelöst, und nach mehrfadem Waschen rührt man zwei Löffel Mehl mit einem Guß Eßig klar, gießt kaltes Wasser hinzu und reibt die Kutteln, Kaldauen, das Jüster oder Gefröse, wie man es bezeichnen will, darin zwischen den Händen, um nochmals mehrfach kalt zu spülen, schließlich kalt aufzusetzen, nach dem Aufkochen abzugießen und sie in kaltem Wasser ihre letzte Reinigungsstation auf Reinlichkeit durchmachen zu lassen. Man schneidet sie dann in viereckige Stücke, kann diese Arbeit aber auch auf später verschieben, wenn der Fleck mit viel Wurzelwerk, acht bis zehn in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, Gewürzkrönern und einem Eßlöffel voll zerriebenen Majoran fast einen Tag lang in der Kochkiste zugebracht hat. Früher wurde in Ostpreußen der Fleck schon abends angelegt und über dem sanft glimmenden Torffeuer auf dem Herd bis zum nächsten Morgen gekocht. Wenn der Fleck, der im Ofen nach polnischer Sitte, und weil es etwas vornehmer klingt, Flaki genannt wird, weich genug ist, bereitet man eine helle Mehlschwitze von 50 Gramm Butter und einem Löffel Mehl, gießt reichlich von der durchgeseihten Brühe dazu, und wenn die Flaki aufgetragen werden sollen, so reibt man etwas Mustatnuß darüber und befördert gewiegte Peterfilie schnellstens hinein. Dies schmackhafte Gericht darf nicht in Vergessenheit geraten.

In der böhmischen Küche werden die gekochten Fleckel zu einer delikaten Pastete verarbeitet. 125 Gramm Speck, würfelig geschnitten, werden mit gehackten Zwiebeln und Peterfilie hellbraun geschmort und die Fleckel sowie $\frac{1}{4}$ Liter saure Sahne darin durchgekocht. Man gibt Salz dazu, später zwei Dotter und ein ganzes Ei und schüttet die Masse auf einen nicht zu dünn ausgerollten Würbelteig in gefetzter Form. Ein Teigdeckel, mehrfach eingestochen, deckt die Fleckeleinlage zu.

In einer feinen Frikasseesofse von Butter, Mehl, Sahne, Zitronenschale und Mustatnuß fühlen sich die Fleckel besonders ehrenvoll behandelt, wenn man ihnen zuletzt noch ein Stück frische Butter unterrührt. Nach Südtiroler Art darf Tomatenmark nicht fehlen. Man läßt 50 Gramm Reibbrot in Öl anrösten und gibt 750 Gramm Ruttelflecke mit 100 Gramm Tomatenmark und ihrer eigenen Brühe hinein. Reibläse wird in reichlicher Menge beim Anrichten unter die Fleckel gemischt. Da das Kochen so lange Zeit in Anspruch nimmt, pflegt man die reichlich bemessenen Fleckel auch am Tage vorher zu kochen und in zwei oder drei verschiedenen Arten auf den Tisch zu bringen. Bevorzugt man heute Südtirol, so schweifen morgen die Gedanken nach Ungarn, wo man die feinen Streifen mit Zwiebeln und Fett dämpft, dann mit etwas Zis und dunkler Soße umgibt und zum Schluß mit mehreren Eßlöffeln Tomatenbrei, Salz, Pfeffer und der unvermeidlichen Löffelspitze Paprika bedeckt, wenn die Kartoffel- oder Semmelklöße dazu bereits dampfend auf der Schüssel liegen.

Annie Juliane Richert.

Sehr beliebt

bei jung und alt
ist das gute
„Sozjodol“
Schnupfen-
Pulver.

Es beseitigt rasch
und gründlich
selbst den
stärksten Schnupfen.

Preis: RM. 0,45 und
RM. 0,68. Nur echt mit
Ausdruck H. Tromms-
dorff Chem. Fabrik
Machen. Auf.: „Sozjodol“ Zine. 3,5%, Menthol. u. Milch.



Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen...



Zarte, gepflegte Frauenhände üben eine nie versagende Anziehungskraft aus... vernachlässigen Sie diese Hände nicht. Ganz gleich wie sehr Sie sie im Haushalt, im Beruf oder beim Sport strapazieren, sie können ihre zarte, durchsichtige Schönheit bewahren oder wiedergewinnen, wenn sie nur wenige Minuten täglich mit dem Spezialmittel Kaloderma-Gelee gepflegt werden. — Kaloderma-Gelee ist speziell für die Pflege Ihrer Hände zusammengestellt. Es erhält die Haut weich und geschmeidig, ganz gleich wie sehr sie angreifender Tätigkeit, Zugwind oder rauhem Wetter ausgesetzt ist. Es verhindert jedes Rot- und Rauwerden der Hände und erhält sie zart und jung. Auch bereits angegriffene Haut macht es über Nacht wieder weich und geschmeidig.

Unübertroffen gegen aufgesprungene Hände.

KALODERMA-GELEE

zur Pflege der Hände

Gratis: Eine Probetube Kaloderma-Gelee und unser interessantes kosmetisches Heftchen: „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen... Praktische Ratschläge zur Schönheitspflege der Hand.“ Bitte untenstehenden Gutschein mit 15 Pfennig in Briefmarken für Porto einsenden an Firma F. Wolff & Sohn, Karlsruhe (Drucksache 4 Pfg.)

GUTSCHEIN

Senden Sie mir gratis eine Probetube Kaloderma-Gelee und Ihr Heftchen „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen“. 15 Pfg. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name:

Adresse:

09/08

Bitte deutlich schreiben.



Kalzan

für
alte
Leute.

Vorzeitige Ermüdung ist oft nur ein Zeichen, daß es unserem Organismus

an Kalk fehlt. Kalk ist nämlich ein lebenswichtiger Stoff, der wie für jede Körperzelle so auch für das Herz unentbehrlich ist und dessen Mangel sich

namentlich im vorgerückten Alter

durch Nachlassen der Kräfte und die verschiedenartigsten Gesundheitsstörungen bemerkbar macht.

Das auf wissenschaftlicher Forschung beruhende, nach Vorschrift der Universitätsprofessoren Dr. med. Emmerich und Dr. Loew hergestellte

Kalzan

ist das gegebene Mittel, um dem Körper die nötige Kalkzufuhr zu sichern. Tausende von Ärzten haben es in schriftlichen Gutachten empfohlen.

Preise jetzt: Pulverpackung RM 2,48, Tablettenpackung RM 1,35 und 2,25.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien.

Suppen

Kaiserin-Maria-Luise-Suppe. Zwei Pfund mageres Rindfleisch und einige Fleischknochen stellt man mit kaltem Wasser aufs Feuer, fügt nach Abschäumen drei Karotten, zwei Zwiebeln, einen Lattich, zwei Lauch, Petersilie, zwei Schalotten, zwei Gewürznelken, etwas Kerbel hinzu, läßt es kochen und legt dann ein halbes gebratenes Huhn dazu. Das Ganze wird ganz langsam sieben bis acht Stunden gekocht, durch Gaze geseiht und mit feingehacktem gerösteten Brot serviert.

Suppe Alla Podrida. Für zehn bis zwölf Personen nimmt man 4 Kilogramm Kniebug (Ochsen), zwei Pfund Kalbfleisch, ein Pfund blanchierten Bratenspeck und kocht dies sorgfältig, tut reichlich Suppengemüse hinzu. Hat es dann etwa eine Stunde gekocht, gibt man ein großes Suppenhuhn und eine Ente hinzu, kocht es wieder vier Stunden und seiht die Suppe dann durch.

Nun dressiert man den Kniebug stehend in der Mitte einer ovalen Platte, legt auf eine Seite die Ente, auf die andere Seite das Huhn, schiebt den in Scheiben geschnittenen Speck darunter, garniert das gut abgetropfte Gemüse herum, auf geröstetem Brot liegend. Die Suppe gibt man auf Teller und Pfeffer dran.

Brotsuppe. Für drei Personen: 1½ Liter Wasser, 30 Gramm Butter, ein Eßlöffel Feinmehl, eine Zwiebel, etwas feingewiegte Petersilie, ein wenig Maggiwürze, vier Schrippen (alte), Salz, etwas Pfeffer. Brötchen in Scheiben zu zerlegen, in Butter gelbrösten, Zwiebel und Mehl dazutun, schwitzen und dämpfen, Wasser dazutun, 15 Minuten kochen. Geröstete Semmelstückchen gesondert dazugeben. (Fastenspeise.)

Eine besondere Art Brotsuppe. Nimm 1½ Liter Wasser, 30—40 Gramm Butter, einen gehäuften Eßlöffel Mehl, ½ Teelöffel englische Soße oder Maggiwürze, eine Zwiebel, etwas Salz und feingehackte Petersilie. Schneide das Brot in Scheibchen, röste sie auf der Pfanne, erst trocken, dann unter Zugabe von etwas Butter. Nimm die Brotscheiben aus der Pfanne und lege sie beiseite. Zerleihe die Zwiebel, tue sie und das Mehl in die Pfanne und rühre mit Butter gut durch, bis eine hellbraune Schwiße entsteht. Tue auch etwas Wasser dazu. Salze dann, gibt die Petersilie, Maggiwürze und vielleicht etwas fein gestoßenen Pfeffer daran.

Koche nun in der Kasserolle 3—4 Maggiwürfel auf und gieße dann den Pfanneneinhalt unter fleißigem Umrühren zu der Suppe. Die gerösteten Brotscheiben oder -würfel werden auf gesondertem Teller serviert.



GEORG
DALLMANN

gründete vor etwa 45 Jahren die Firma Dallmann & Co., Schierstein am Rhein, und führte sie aus kleinen Anfängen zu einem Unternehmen von Weltgeltung. Der Gründer, der am 17. Januar seinen 75. Geburtstag feiern konnte, steht auch heute noch an der Spitze seines Unternehmens

Mittelmeerfahrten schon für 190 MM! Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft gibt soeben ihr Programm für die im nächsten Jahre vorgesehenen Mittelmeerfahrten bekannt. Es sind vier Reisen vorgesehen. Die 1. Fahrt findet vom 10. März bis 28. März statt und führt von Hamburg über die atlantischen Inseln (Madeira, Tenerife) und Andalusien und Marokko zur Riviera. Die 2. Reise ist eine Mittelmeerfahrt im Verein mit den deutschen Akademikern und führt nach Palästina, Syrien und Ägypten. Dauer vom 30. März bis 20. April. Als 3. Fahrt ist eine Griechenland-Türkei-Tunesien-Süditalien-Reise geplant, die in der Zeit vom 24. April bis 13. Mai stattfindet. Die 4. Mittelmeerfahrt führt über Italien, Marokko, Südspanien und Portugal nach Hamburg. Dauer vom 16. Mai bis 4. Juni. Entsprechend den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen sind die Fahrpreise so niedrig wie möglich bemessen, und zwar ist eine Beteiligung an einer Reise bereits von einem Fahrpreis von MM 190,— einschl. voller Verpflegung möglich. Nähere Auskünfte erteilt die Hamburg-Süd, Hamburg, Holzbrücke 8, und die bekannten Vertretungen und Reisebüros. [1/785]

Thüringer Pflaumenmus wird von vielen gelobt. Ein Naturheilkundiger S. G. schreibt: Meine Patienten essen sich an Ihrem vorzüglichen Pflaumenmus gesund, so daß ich an Medikamenten spare. Bitte senden Sie mir wieder... (folgt Bestellung). Man kann deshalb nur eine Probe-Bestellung bei der in ganz Deutschland bekannten Pflaumenmusfabrik Otto Ritter, Schkölen i. Thür., empfehlen. Beachten Sie die in dieser Nummer enthaltene Anzeige. [III/24985]

In jede Küche gehören:

MAGGI^s Erzeugnisse Würze
Suppen
Fleischbrühe

sie helfen sparsam wirtschaften

Sammeln Sie MAGGI-Gutscheine, es lohnt sich!

ADT in den Ankündigungen bedeutet: Mitglied des Arbeitsbundes Deutscher Töchterheime.

Töchterheime

Nebenstehendes Zeichen bedeutet: Mitglied d. Verbandes d. Töchterh. f. d. Harz u. Niedersachsen. **ADT**

Die 61 mm breite Millimeterzeile kostet 1.—MM. Bei Wiederholungsanzeigen Rabatt (von 6mal an 5%, von 13mal an 10%, von 26mal an 15%), bei 52mal 20 %). Bei Anforderung von Prospekten der nachstehenden Institute wird gebeten, das Porto für einen Doppelbrief beifügen zu wollen. Die Reihenfolge der Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse.

Norddeutschland

Göttingen. Koch- u. Haushaltungsschule, Töchterheim M. Wulze, staatl. anerkannt, gegrt. 1898. Gründl. hausw., wissensch. Ausbild. Gefellig. 1/2, 1/2 u. Jahrest. Prosp. Monatspr. 100 M. Beste Empf.

Hannover-Havelte. Töchterheim Bode. Beste hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Ausbild. Erstklassige Verpflegung. Prospekt anfordern.

Hann. Münden. Töchterh. Rösger a. Haush.-Sch. staatl. anerkannt, zeitgem. geb. hausw. wissensch. gefellig. taufm. Ausb. Sport.

Bad Pyrmont. Töchterheim Haus Walldogel. Gebieg. hauswirtsch. Ausbild. Kurgel. Näh. d. Prosp.

Bad Rehburg. Töchterheim Villa Weidmannsrub. Haushaltungspensionat, herrl. Lage direkt a. Walde.

Warnemünde. Töchterheim Frau Dr. Müller. Bestempf. Heim am schönl. Meer, auch Erholungsheim f. junge Mädchen, erste Elternref.

Hoffbauer-Stiftung

Potsdam-Hermannswerder



Erziehung u. Unterricht f. d. weibl. Jugend: Säuglingsheim, Kleinkinderheim, Grundschule, Oberlyzeum (Abitur), dreijähr. Frauenoberchule (Berufabitur), einjähr. Frauenschule, Berufjahr f. Abiturientinnen (Anleitung in allen praktischen Arbeiten in Haus, Hof und Garten). Bei unvollendeter Schulbildung einjähriger oder kürzerer Lehrgang zur Vorbereitung auf die staatl. Schulabschlußprüfung. Idealer Aufenthalt für Erholungsbedürftige. Herrliche Lage inmitten von Wald und Wasser, eigener Gutshof, Musik, Sport, rhythm. Gymnastik, orthopädisches Turnen. Zeitgemäß herabgesetzte Preise.

Westdeutschland

Godesberg/Rh. Töchterheim Haus Flora. Haushalt, Wissenschaft, Geselligkeit, Sport. **ADT**

Godesberg a. Rh. Haus Frohmann. Erstkl. Ausb. für Haus u. Leben. Kl. Kreis. Beste Verpf. Heizung, fließ. Wasser. Frau Paula Schürmann.

Kassel-Wilhelmshöhe. Töchterheim Haus Garre. Staatl. genehm. Haushaltungsschule.

Rhöndorf/Rhein. Töchterh. Haus Henriette. Haushaltungspensionat, Nebenfächer, Best. Verpf., Kl. Kr.

Rhöndorf | Rhein. Töchterheim Frau M. Krieger. gründl. hausw., gefellig. Ausbildung.

Rhöndorf-Honnelt. Töchterpensionat Melnkühler Ausb. f. Mädch. i. gutbürgerl. u. f. Küche. Schneidern u. kunstgewerbli. Handarbeit. Bahlfreier Unterricht in Sprachen, Lit., Musik, feine Gesellschaft, Tennispl., Erholungsmöglichkeit. — Mäßige Preise. — Näheres Prospekt.